KÄTHE PAPKE

Die Titelgrafik von Richard Sapper (1891-1964) wird hier nur als Bruchstück wiedergegeben, da die Urheberschutzfrist von 70 Jahren noch nicht abgelaufen ist.

Käthe Papke / Wie meine Bücher entstanden

Die im Original hier eingefügte Porträtfotografie von Käthe Papke wird hier nicht gezeigt, da der Fotograf und damit die Urheberschutzfrist nicht ermittelt werden konnte.

Käthe Papke

Käthe Papke

Wie meine Bücher entstanden

Christliches Verlagshaus GmbH. Stuttgart W

Herstellung: Druckhaus West GmbH. Stuttgart W 1951
Einbandzeichnung von Richard Sapper, Stuttgart

Herrn Armin Bader,
dem Leiter des Verlages, in herzlicher
Verbundenheit zugeeignet

„Auch Bücher haben ihr Erlebtes"
J. W. v. Goethe, Sprüche in Prosa

Als ich im Christlichen Verlagshaus in Stuttgart zu wichtigen Besprechungen weilte, fragte mich der verehrte Leiter des Verlages, Herr Armin Bader, im Laufe unseres Gedankenaustausches über die neue Auflage eines meiner Bücher: „Wie sind Sie eigentlich gerade auf dieses Thema gekommen?"

Nach kurzem Besinnen entgegnete ich: „Das hatte seinen besonderen Grund — —", und nun erzählte ich ihm das Nähere.

Dann aber kam die zweite Frage: „Demnach haben wohl auch Ihre anderen Bücher ihre bestimmten Veranlassungen gehabt?"

Ich nickte.

„Eigentlich haben alle mehr oder weniger ihre Geschichte."

Spontan der Verleger: „Oh, die müssen Sie niederschreiben! Solche interessanten Begebenheiten sind nicht nur für unseren Verlag, in dessen Hut Sie Ihr Lebenswerk gegeben haben, von großem Wert, auch Ihre große Lesergemeinde wird sie sich gewiß gern erzählen lassen."

Ich nahm das zuerst nicht ganz ernst.

Als ich zu Hause über unser Gespräch nachdachte, fand ich, daß es doch Sinn hätte, dieser Anregung zu folgen. Wie so manches ernste und heitere Erleben war mit der Entstehung meiner Bücher verknüpft!

So machte ich mich eines Tages an die Arbeit. Nun liegt mein neues Büchlein vor Ihnen, meine verehrten Leserinnen und Leser. Wenn Sie an ihm nur halb so viel Freude haben, wie ich sie bei seiner Niederschrift empfand, soll mir das der schönste Lohn sein.

Und somit wissen Sie auch schon, wie dieses kleine Buch entstanden ist.

Käthe Papke

Wie schreibt man eigentlich Bücher?
Wie sind Ihre verschiedenen Bücher entstanden?

Solche Fragen wurden an den vielen Leseabenden, die ich im Laufe von etwa dreißig und mehr Jahren in Deutschland und im Ausland hielt, immer wieder an mich gestellt, wenn ich am Schluß das Wort zu Fragen freigab. Auch in größeren und kleineren Gesellschaften kam das Gespräch recht häufig auf dieses Thema.

Neugierigen Fragern gab ich dann gerne zur Antwort: „Nichts leichter als Bücher zu schreiben! Man braucht dazu nur kleine Hefte mit oder ohne Linien und gut gespitzte Faberbleistifte Nr. 2. Alles andere kommt dann von selbst." Worauf mir ein Hauptmann, dem ich in einer größeren Gesellschaft diese Auskunft erteilt hatte, einen Besuch machte und erklärte, er habe ganz „nach Vorschriften" einen geschlagenen Vormittag am Schreibtisch gesessen, es wäre aber nichts „von selbst" gekommen. So müßte wohl noch ein anderer Kniff dabei sein!

Nun ja, das wollen wir vom Beruf auch ohne weiteres zugeben. Dieser „andere Kniff" muß eben da sein; man könnte ihn auch als „angeborenes Talent" oder „Gabe Gottes" bezeichnen. Da läßt sich nichts anerziehen, nichts lernen, nichts mit viel Fleiß erreichen.

Eine solche Gabe verpflichtet aber auch. Man hat sie nicht für sich allein empfangen. Eine Gabe ist

ein freies Geschenk, und der Empfangende ist dem Geber gegenüber in Schuld. Wenn je bei einer Gabe, dann trifft dieses bei der Schriftstellerei zu. Durch die Feder kann vielen Menschen größter Segen zuteil werden, andererseits wird, wenn sie in des Teufels Tintenfaß gesteckt wird, furchtbarer Fluch für unsterbliche Seelen die Folge sein. Man denke nur an die große Zahl von Verbrechen auf moralischem Gebiet, die oft nur eine Folge der Lektüre aufreizender oder unsittlicher Bücher sind.

*

Mit der Frage, wie meine Bücher entstanden sind, tauchten da und dort noch weitere auf: Wie ich auf diese oder jene historische Sache gekommen wäre, ob dies oder jenes auch „wirklich" in den Chroniken gestanden hätte oder ob ich nicht vieles „erfunden" hätte, und dergleichen mehr.

Auch wollte schon mancher gerne wissen, weshalb ich mit Vorliebe historische Bücher schriebe. Ganz kurz und klar will ich darauf antworten: Weil ich damit immer auf dem Boden der Wahrheit stand, nichts „erfinden" oder „zusammendenken" mußte; — es wäre mir derart zuwider gewesen, daß es mir das Bücherschreiben völlig verleitet hätte. Im übrigen will ich hier gleich verraten, daß gerade das Schreiben historischer Bücher mit zu dem Schwersten im Beruf eines Schriftstellers gehört. Denn da gibt es tausend Dinge, um die man sich kümmern muß, will man nicht mit den auf die kleinste Entgleisung achtenden Kritikern zusammengeraten.

Wohl wenige Leser historischer Bücher ahnen, ein wie gründliches Studium der Zeitgeschichte und der Kulturgeschichte dazu gehört! Man muß auf so vieles achten, zum Beispiel wann es die ersten Fensterscheiben aus Glas gab und was vorher an Stelle des Glases verwandt wurde; wann die ersten Uhren entstanden, welcher Art sie waren, Sonnenuhren, Turm- und Standuhren; welche Art von Glocken zuerst vorhanden waren, Kirchenglocken, Klosterglocken, Hausglocken; wie man in früheren Jahrhunderten, etwa um 100—400 nach Christi Geburt die Diener oder Sklaven herbeirief und so weiter. Das sind rein äußerliche Dinge, sie wollen aber sehr genau beachtet werden.

Die Hauptsache beim Schreiben einer historischen Erzählung ist jedoch, daß man auf dem Boden der Geschichte bleibt. Man kann nicht die Personen wie Marionettenpüppchen nach Belieben tanzen lassen; man muß der Chronik folgen. Aus den Geschehnissen in der Chronik, die sehr oft recht nüchtern und trocken, ja langweilig berichtet werden, muß man auf den Charakter der betreffenden Personen Rückschlüsse ziehen, muß man ihre Gesinnung aus dem Geiste der damaligen Zeit heraus zu verstehen und ihre Handlungen zu begreifen suchen. Eine Chronik ist eben noch keine Erzählung!

Daraus ergibt sich dann von selbst, daß zu den geschichtlichen Hauptpersonen auch Nebenpersonen treten müssen, die keinen Anspruch auf die Bezeichnung „historisch" haben. Ich habe mich immer fast ängstlich bemüht, den Chroniken voll und ganz gerecht zu werden. Deshalb habe ich mich auch stets

dagegen gewehrt, daß meine Bücher als „Romane" bezeichnet werden. Denn auch meine Gegenwartserzählungen beruhen auf Wahrheit.

*

Doch nun folgen Sie mir bitte in mein kleines Arbeitszimmer mit dem herrlichen Ausblick in die Harzer Berge, kommen Sie mit mir vor meine Bücherschränke und lassen Sie mich von mir und meinen Büchern erzählen!

Wie oft wurde ich schon gefragt, wann und wie ich zu meinem Beruf gekommen bin!

Ja, das ist ganz merkwürdig zugegangen. Ich habe darüber schon früher einiges geschrieben, so in dem interessanten Buch von Ernst Fischer: „Schaffende Frauen". Von da aus fand meine „kleine Plauderei" den Weg auch in einige Zeitschriften. Ehe ich über die Entstehung meiner Bücher berichte, möchte ich etwas über den Beginn meiner schriftstellerischen Laufbahn erzählen. Und der war komisch genug!

Vom Sommer des Jahres 1884 bis zum Herbst 1887 besuchte ich die „Privatschule für höhere Töchter" in der Sellerstraße im Norden Berlins. Zu den Stunden, die mir die liebsten waren, gehörten Geschichte und Deutsch. Im erstgenannten Fach unterrichtete neben Religion Pastor Alfred Thaer, im zweiten Doktor Albrecht Thaer. Geschichte — Weltgeschichte! Da hatte Pastor Thaer an mir wohl die aufmerksamste Schülerin! Weltgeschichte, vor allem das Altertum und das Mittelalter — ich habe schon oft gesagt: Wenn die buddhistische Lehre

von der Seelenwanderung auch nur ein klein wenig Wahrheit enthielte, wäre ich sicherlich vor unendlichen Zeiten irgendwo ein verwunschenes Burgfräulein gewesen. Nur gut, daß man sich darüber nicht zu beunruhigen braucht!

Jedenfalls verdanke ich Pastor Thaer die sichere Grundlage zu dem, was ich später noch dazu lernte, ebenso wie ich in den deutschen Stunden seines Bruders, Doktor Albrecht Thaer, großen Gewinn für meinen Lebensberuf mitnahm.

Diesen beiden Brüdern möchte ich heute einige Worte dankbaren Andenkens widmen.

Sie waren die denkbar größten Gegensätze. Doktor Thaer war ein ebenso schöner Mann, wie sein Bruder es nicht war; ja, ihn mußte man geradezu häßlich nennen. Dabei besaß Doktor Thaer eine große und natürliche Freundlichkeit und eine geradezu glänzende Lehrgabe.

Wir Mädels in der Oberklasse schwärmten ohne Ausnahme für ihn, und die gelegentlichen Äußerungen darüber quittierte er stets mit liebenswürdigem Lächeln (vielleicht war auch etwas Spott dabei, aber das begriffen wir damals nicht). Die beiden Brüder entstammten einer bekannten Gelehrtenfamilie. Ein Onkel von ihnen war Rektor einer Universität — wenn ich recht unterrichtet war, in Halle.

Die deutschen, besonders die Aufsatzstunden liebte ich neben den Geschichtsstunden am meisten. Eigenartigerweise gestaltete ich meine Aufsätze immer — oft ganz ungewollt — zu kleinen Geschichten. Diese Stunden, die für manche meiner Mitschülerinnen

ein Schrecken waren, bedeuteten für mich jedesmal eine Freude. In der zweiten, besonders aber in der ersten Klasse zensierte Doktor Thaer meine Aufsätze immer mit einer Eins, und es konnte geschehen, daß er sagte: „Ich habe Ihren Aufsatz nur flüchtig gelesen, bitte, lesen Sie ihn doch einmal der Klasse vor." Ganz ungewollt also begann sich das „Häkchen" schon damals zu krümmen!

Die Schulzeit schloß mit der Einsegnung in meinem sechzehnten Lebensjahr. Mein Konfirmator, Konsistorialrat Berner, griff damals in ungeahnter Weise in mein Leben ein. Ich habe das erst viele Jahre später erfahren. Das kam so:

Meine Mutter fand eines schönen Tages in meinem Zimmer kleine Skizzen, die ich geschrieben hatte. Leider hatte ich vergessen, sie in meinen Schreibtisch einzuschließen. Alle diese Erzeugnisse hielt ich ängstlich verborgen. Es waren richtige Backfischentwürfe zu kleinen Erzählungen; immerhin erkannten meine Eltern, die die Skizzen gemeinsam lasen, daß es sich hier doch nicht um eine „Allerweltsschreiberei" handelte, wie wohl mancher in seiner Jugend einmal ein Gedicht fabrizierte, sondern um eine angeborene Begabung. Der Gedanke jedoch, eine „blaustrümpfige" Tochter haben zu können, war besonders meinem Mütterchen ganz furchtbar! Ihr standen sofort die Romane von Marlitt, Werner, Heimburg und anderen vor Augen, die in jenen Jahren viel von sich reden machten. Waren sie im allgemeinen auch nicht gerade abzulehnen, so besaßen sie doch nicht eine Spur von Ewigkeitswert. Und nun würde ihre Tochter am Ende auch so eine

werden, die an der Oberfläche schwamm und ihren Lesern nur ein paar müßige Stunden auf anständige Weise vertreiben half?

Unmöglicher Gedanke!

In ihrer Sorge um mich ging meine Mutter zu Konsistorialrat Berner und schüttete ihm ihr Herz aus.

Der hörte sie still an und sagte dann freundlich-ernst: „Jede Begabung ist ein Gottesgeschenk und kommt von ihm, auch die Schriftstellerei. Ja, diese noch im besonderen. Daß das meiste von allem, was geschrieben wird, nicht zur Ehre des Schöpfers dient und oft viel Unheil stiftet, liegt nicht an Gott, sondern an denen, die es schreiben. Sie werden einst vor dem Allmächtigen eine ungeheure Verantwortung für alle Menschen haben, deren Seelen sie Schaden zufügten. Andrerseits kann von einem Schriftsteller, der mit seiner Feder Gott dient, unendlicher Segen ausgehen. Hat Ihre Tochter diese Gabe von dem Höchsten erhalten, so werden Sie sie nicht bekämpfen können. Aber Sie können, abgesehen von der rechten Art der Erziehung, durch Ihre Gebete eine Schutzwehr um Ihr Kind bauen. So wird es auf dem rechten Wege bleiben. Überlassen Sie diese Sache getrost unserem Gott! Bleiben Sie nur treu in der Fürbitte!"

Beruhigt ging mein Mütterchen heim. Meine Eltern befolgten diesen Rat, und die späteren Jahre haben gezeigt, wie gut er war!

Aus meinem letzten Schuljahr möchte ich noch etwas berichten. Wir hatten Handarbeitsunterricht. Unsere Lehrerin besaß bei allen technischen Kennt-

nissen und Fähigkeiten auch ein mitfühlendes Herz! Darum brachte sie für die Langeweile, die uns beim Erlernen der Kunststopferei plagte, großes Verständnis auf. Sie erlaubte uns nämlich, ein gutes Buch dabei vorzulesen! Nur sollte dies immer möglichst lehrhaft sein, um unsere „Bildung" zu fördern! Natürlich unterschlugen wir solche Bücher so oft als möglich, aber es glückte nicht immer. So bekamen wir denn auch einmal „Hypatia" von Charles Kingsley zu lesen. Es war aus dem Englischen übersetzt, von wem weiß ich nicht mehr. Das Buch machte damals viel von sich reden, mit vollem Recht. Aber nicht bei uns jungen Mädels! Laut und leise wurde auf das „langweilige" Ding geschimpft, und ich weiß auch nicht mehr, ob der Roman zu Ende gelesen wurde. Ich war wohl die einzige, die sich dafür interessierte; nicht, weil ich ihn so spannend fand — ganz im Gegenteil! Aber er spielte im fünften Jahrhundert, teils in Alexandrien, teils sonstwo, und für alte Geschichte war ich ja von jeher begeistert!

Ich schimpfte also ebenso auf meine Mitschülerinnen, wie diese auf das Buch. Im stillen aber gelobte ich mir hoch und heilig, sofort ein Buch zu schreiben, das ebenfalls in der alten Zeit spielen und so interessant sein sollte, daß es keiner aus der Hand legen würde, ohne es zu Ende gelesen zu haben!

*

Kaum der Schule entronnen begann ich, meinen Vorsatz auszuführen. Rom interessierte mich mehr als Athen und Alexandrien, und so suchte ich mir

unter den römischen Kaisern Domitian aus. Frisch und fröhlich fing ich zu schreiben an. Daß man zum Schreiben einer historischen Erzählung schließlich umfassendere Kenntnisse nötig hat, als sie der Unterricht in der Schule und das Lexikon geben können, kam mir nicht in den Sinn. Ich kümmerte mich weder um Kirchengeschichte noch um Kultur- und Weltgeschichte oder anderes mehr!

Was mir aber mit ganzem Ernst am Herzen lag: ich wollte zeigen, zu welchen Heldengestalten das Christentum seine wahren Anhänger formen und erziehen kann, zu welchen Opfern es sie in der Kraft Gottes befähigte. Und diesem, beim Schreiben des ersten Buches gefaßten Vorsatz bin ich bis heute treu geblieben.

Das Buch wurde erst nach und nach fertig, denn ich schrieb ja ganz heimlich daran! Es bekam den stolzen Titel:

„AUF RÖMISCHEM BODEN"

und war für mein Alter — ich stand im einundzwanzigsten Lebensjahr — immerhin eine Leistung.

Nun galt es, einen Verleger zu suchen. Was war natürlicher, als daß ich mich an Graf Bernstorff wandte, der der Berliner Traktatgesellschaft vorstand. Er hörte mein Anliegen wohlwollend an und ließ sich mein Manuskript geben.

Das heißt mein „Büchlein"! Was wußte ich von druckfertigen Manuskripten! Ich hatte ja alles in größter Stille fertig gemacht, zu keinem davon gesprochen, keinen um Rat gefragt. Also „Auf rö-

mischem Boden" stand in feiner, kleiner Schrift auf dem Deckel eines Oktavbüchleins, jede Seite darin dicht beschrieben.

Nun kam die Zeit der fieberhaften Spannung. Wer's selber durchgemacht hat, versteht mich!

Und dann!!

Graf Bernstorff erklärte mir schon nach kurzer Zeit, daß er das Buch verlegen wollte!

Und dann wurde das Buch tatsächlich gedruckt, ohne daß ich das Manuskript hätte druckfertig abzuschreiben brauchen. Ich bekam auch keine Korrektur zu lesen — ich hätte ja auch gar nicht verstanden, wie das zu machen war!

Dann kam endlich die Stunde, in der ich mein Erstlingswerk in Händen hielt.

Keine Mutter kann ihr erstgeborenes Kindlein mit größerer Wonne ans Herz drücken als ich das schlichte Büchlein! Das können wohl nur solche Kollegen nachempfinden, die, wie ich damals, aus innerem Antrieb schreiben mußten, einem inneren Gebot gehorchend, ohne dabei an „Verdienen" zu denken.

Aber ich gestehe offen, daß ich auch etwas stolz darauf war, mich „gedruckt" zu sehen.

Es gingen auch zum Teil ganz gute Rezensionen ein; die Traktatgesellschaft ist beim Verkauf immerhin auf ihre Kosten gekommen. Aber das alles ist mir erst Jahre danach zum Bewußtsein gekommen. Vorerst genügte es mir, mein erstes Buch auf dem Büchermarkt zu sehen. Allerdings ärgerten mich einige Kritiken, die entweder auf die historischen oder kulturellen oder kirchengeschichtlichen Fehler hinwiesen. Doch ich tröstete mich auch da. Alle

diese Sachen könnte man ja bei den „nächsten Auflagen“ — ich rechnete doch mit vielen! — verbessern.

*

Nun lebte in jener Zeit in Berlin ein guter Bekannter meines Vaters, der ein christliches Blatt herausgab. Er war wegen seiner scharfen Kritik allgemein gefürchtet, so angenehm er sonst im Verkehr war; im engeren Freundeskreis hieß er nur „Onkel Matthias“. Man schätzte ihn überall wegen seines Wissens und seiner sicheren Urteilsfähigkeit. Sein Urteil, das er über eine Sache fällte, war an seinem Mienenspiel genau abzulesen. Wenn er so ein bißchen schief um die Ecke sah und es in seinen Mundwinkeln mehr oder weniger zuckte, konnte man todsicher sein, daß nun etwas kam, was ins Schwarze traf.

An der Kritik dieses Mannes war mir am meisten gelegen. Aber merkwürdig, seitdem das Buch erschienen war, ging er mir aus dem Wege. Eigentlich hätte mir das eine Warnung sein sollen. Es reizte mich aber sehr! Ein halbes Jahr gingen wir so um einander herum, da endlich glückte es mir, ihn allein zu erwischen. Sofort steuerte ich auf mein Ziel los. „Nun, Onkel Matthias, Sie haben mir noch nichts über mein Buch gesagt!“ (Im Vollbewußtsein meiner Leistung!)

„Hm!“

„Haben Sie es schon gelesen?“

„Ja.“

„Und?“ (Mit bekannter weiblicher Hartnäckigkeit!)

„Hm" — er begann ein wenig in den Mundwinkeln zu zucken — „na ja."

„Nun? Ich möchte gern wissen, wie Sie es beurteilen."

„Warum?" (Es zuckte wieder, diesmal stärker; ich wurde aufgeregt.)

„Weil mir daran liegt."

„Hm — ich will Sie aber nicht ärgern." (Aha, nun erst recht!)

„Schön! Ich werde mich nicht ärgern."

„Versprechen Sie mir das?"

„Ja!" (Mit heldenhaftem Entschluß!)

„Na" — der Blick ging ganz schief um die Ecke, es zuckte bedenklich stark in den Mundwinkeln —, „dann schreiben Sie mal in den nächsten zehn Jahren gar nichts!"

Wissen Sie, liebe Freunde, wie mir zumute war? Nein, das können Sie nicht wissen. Höchstens dann, wenn Sie auch Bücher schreiben und Ihnen jemand dann so etwas sagt! Und da das nicht oft passiert (ich meine das letztere), so wollen wir nicht weiter darüber reden!

Ich will aber verraten, daß ich zuerst weidlich schimpfte, allerdings ganz im Verborgenen bei mir selber. Dann wurde ich stiller und begann nachzudenken, ich zählte den Ausspruch von Onkel Matthias mit den abfälligen Kritiken zusammen, die ich sorgsam aufgehoben hatte, und dann — — schrieb ich tatsächlich in den nächsten zehn Jahren nichts; wenigstens keine Erzählungen.

Zuerst kostete es mich wohl starke Überwindung. Später nicht mehr; da schwieg die innere Stimme.

Zehn Jahre sind eine lange Zeit! Man sieht das Leben mit einigen dreißig Jahren ganz anders an als mit etlichen zwanzig. Man hat Menschen und Lebensverhältnisse kennengelernt, man ist, mit einem Wort, reifer geworden. Zu dieser natürlichen Entwicklung kam bei mir noch das persönliche, innere Erleben der Kraft Gottes, die Begegnung der Seele mit dem Christus der Bibel hinzu.

*

Ja, zehn Jahre sind eine lange Zeit — und dann mußte ich fast gezwungen werden, wieder zur Feder zu greifen. — Das kam so:

Das Buch „Hilligenlei" von Gustav Frenssen war erschienen und machte sehr viel von sich reden. Ich hatte es nicht gelesen, weil mich die ablehnenden Kritiken der christlichen Blätter davon abhielten, ja ich empfand eine innere Abneigung gegen dieses Buch.

Da kam ein längst heimgegangener Freund, Doktor Hermann Östreicher, aus Freiburg im Breisgau zu mir, brachte mir Tagebücher und Briefe eines Verstorbenen, den er wenig, ich aber sehr genau kannte. Doktor Östreicher hatte seinen Nachlaß zu ordnen.

„Sie müssen gegen ‚Hilligenlei' angehen", erklärte er mir mit Nachdruck.

Statt Antwort zu geben, tippte ich mit bezeichnender Gebärde auf meine Stirne. Erst als er seinen Vorschlag wiederholte, entgegnete ich: „Ich gegen Frenssen? Aber, lieber Doktor, sind Sie denn ganz und gar von Sinnen?"

„Keineswegs", lächelte er liebenswürdig; sofort aber wurde er wieder ernst und sprach mit großem Nachdruck weiter: „Sie und niemand anders müssen gegen dieses Buch angehen. Lesen Sie erst ‚Hilligenlei', dann diese wenigen Briefe und Tagebücher. Den Rest davon schicke ich Ihnen noch zu; das weitere wird sich dann finden."

Ich lehnte noch einmal entschieden ab und Doktor Östreicher fuhr nach Freiburg zurück. Etwa acht Tage später hielt ich die anderen Aufzeichnungen und Briefe des Verstorbenen in Händen. Ich las — und wurde aufs tiefste erschüttert.

Ja — und dann konnte ich nicht anders, ich folgte dem Rat Doktor Östreichers und las nun „Hilligenlei". Mich ekelte bei manchem — bei anderem aber faßte mich heller Ärger. Dann aber ging ich an das Studium eines reichen, früh vollendeten Lebens, und dabei erfaßte mich plötzlich die so lange unterdrückte Neigung zum Schreiben mit elementarer Gewalt!

Nun war es aber nicht mehr eine „innere Neigung zur Schriftstellerei", ein innerer Antrieb — nun hörte ich bewußt und klar eine Stimme, die mich aufrief zu meiner Lebensarbeit.

Ich wußte mit einem Schlage, wo mein Beruf lag! Nun zauderte ich nicht länger — — in acht Wochen war mein

„HILLIGENLEI-FINDER"

fertig. Er erlebte in einem halben Jahr sechs Auflagen.

Sehr bald nach seinem Erscheinen kam Onkel Matthias zu uns.

„Nun?“ fragte ich wieder, aber jetzt durchaus nicht siegessicher, sondern eher ängstlich.

Er nickte, drückte mir still die Hand und sagte: „Nun vorwärts auf diesem Wege!“

Das war mir mehr wert als viele Worte!

Der treue Berater weilt schon lange nicht mehr auf der Erde. Doch bis an mein Lebensende will ich ihm für seinen Rat danken, der mir anfänglich so unbarmherzig erschien. Denn ohne ihn wäre ich wahrscheinlich nur eine von „vielen“ geworden — so aber öffnete mir der „Hilligenlei-Finder“ mit einem Schlage die Tür zu einem weiten Schaffen.

Das Buch erregte großes Aufsehen, und das Grab des „Hilligenlei-Finders“ in Freiburg im Breisgau wurde viel besucht. Immer war es mit Blumen überreich geschmückt, gar manches Bild wurde mir davon zugesandt. Mehr aber, tausendmal mehr wert waren mir die vielen Zuschriften besonders von studierenden, jüngeren Leuten, die mir voller Dankbarkeit mitteilten, daß sie durch dieses Buch wieder den wahren inneren Halt in Gott und in dem Christus der Bibel gefunden hatten.

Die Briefe waren fast alle an Herrn Karl Papke, einige auch an Herrn Kurt oder Konrad Papke gerichtet, denn auf den Rat meines Verlegers war auf Deckel und Titelblatt als Verfasser „K. Papke“ angegeben. Er sagte sehr richtig, daß gegen „Hilligenlei“ keine Frau als Verfasser angegeben werden dürfe, daß der „Hilligenlei-Finder“ sonst von der breiten Öffentlichkeit sofort abgelehnt würde.

Dieser so abgekürzte Vorname ist dann auch bei den später erscheinenden Büchern einfach beibehalten worden. Erst mit den Jahren wurde bekannt, daß „K. Papke" eine Frau war.

Mich belustigten diese Briefe an „Herrn K. Papke" sehr; wie wertvoll jedoch für mich dieser Rat meines Verlegers gewesen war, ahnte ich damals noch nicht. Erst viel später hat mir einmal ein hervorragender Gelehrter gestanden: „Eine Dame hätten wir nie für ernst genommen, ihr auch nie so viel historische Kenntnisse zugetraut, wie sie aus Ihren geschichtlichen Büchern sprechen. Dazu hielten wir nur einen Mann für fähig. Sie haben uns glatt geschlagen!"

Ich habe seit meinem ersten Buch gelernt, den weniger guten Kritiken besondere Beachtung zu schenken. Man merkt sehr schnell, ob sie aus Gehässigkeit, Spott oder aus anderen bösen Beweggründen geschrieben sind, oder ob sie aus ehrlicher Meinung stammen. Von den letzteren aber kann man nur lernen.

*

Noch ein paar Worte über mein erstes Buch.

Durch Vermittlung meines Verlegers übernahm ich von der Traktatgesellschaft den Rest, etwa zweihundert Stück. Sie brannten sehr gut! Nur eines entging diesem Schicksal — ich habe es mir zum Andenken aufbewahrt. Dennoch ist dieses Buch nicht gestorben. Der Plan dazu ließ mich nicht los, bis ich ihn 1928 neu aufnahm und ausführte. Aber wie habe ich mich dabei in die Welt- und vor allen

Dingen in die Kirchengeschichte vergraben! Besonders wurde die von Graf Stolberg im Jahre 1806 geschriebene eine wahre Fundgrube für mich.

So entstand mein Buch

„DIE DA TREUE HIELTEN"

Bis auf zwei nebensächliche Personen sind alle historisch, und gar mancher von ihnen begegnet man in der Bibel im sechzehnten Kapitel des Römerbriefes. Da führt der Apostel Paulus sie namentlich auf. Da wird das „Haus des Aristobulus" gegrüßt, der ein Nachkomme der Herodianischen Königslinie war; ferner Patrobas, Hermes und andere.

Ja, wer in der Geschichte forscht, stößt oft ganz ungesucht auf klare Belege der unumstößlichen Wahrheit der Bibel. Auch die Geschichte der lebendig begrabenen Vesta-Priesterin hat sich tatsächlich genau so zugetragen, wie sie geschildert ist.

*

Aber so ganz ohne „Schreiberei" waren die zehn Jahre bis zum Erscheinen des „Hilligenlei-Finders" doch nicht vergangen!

Ich leitete in jener Zeit, 1894—1907, in Berlin einen Jungfrauen-Verein — heute sagt man „Jungmädchen-Verein". Zu den verschiedenen Festen, die in einem solchen Verein veranstaltet werden, versuchte ich mich im Schreiben von allerlei Aufführungen und Deklamatorien. Da sie vor geladenem Publikum — oft vier- bis fünfhundert Per-

sonen — großen Beifall fanden, gab ich sie heraus. So entstanden im Laufe der Jahre eine Anzahl Hefte, die unter dem Titel

„UNSERE FESTE"

in Barmen erschienen, wo auch später der „Hilligenlei-Finder" herauskam.

Nun meinten die lieben Leute vom Jungmänner-Verein, den mein Vater leitete, daß ich auch für sie einige Aufführungen schreiben könnte. Das belustigte mich. Ich tat es, wenn auch zuerst halb aus Scherz. Aber siehe da, auch diese fanden Beifall. Mein Verleger veröffentlichte sie denn auch; sie erschienen unter dem Sammeltitel

„FESTSPIELE
FÜR JÜNGLINGSVEREINE"

Da ich sie jedoch nicht unter meinem Namen erscheinen lassen wollte, wählte ich das Pseudonym „Gustav Horn"; das war der Name meines Großvaters. Im ganzen erschienen etwa zwanzig solcher Heftchen; sie alle erlebten mehrere Auflagen, was mich herzlich freute.

Gelegentlich eines Besuches bei mir erzählte mir dann mein Verleger eine niedliche Geschichte, die sich in seinem Sortiment ereignet hatte.

Der Leiter eines Jungfrauen-Vereines in Wuppertal kam zu ihm und fragte, ob neue Sachen von der Papke erschienen wären. Er brauchte etwas für seine Mädels.

„Nein", lautet die Antwort, „im Augenblick ist nichts da. Aber für Ihren Jungmänner-Verein kann ich Ihnen etwas Neues von Gustav Horn empfehlen; die Sachen kennen Sie ja auch als sehr gut."

Darauf erhielt mein Verleger zur Antwort: „Nun ja, ich werde sie mitnehmen, ich kann ja immer so etwas gebrauchen. Aber ich muß Ihnen ehrlich sagen, die Sachen von der Papke sind besser als die von Gustav Horn. Der schreibt ja auch gut, aber die Papke doch viel besser!"

Tableau!!

*

Eines halb komischen, halb tragischen Ereignisses (wenigstens für mich) nach dem Erscheinen des „Hilligenlei-Finders" möchte ich auch noch gedenken. Meine verehrten Leser und Leserinnen, besonders letztere, mögen weidlich über mich lachen (ich tue es auch!) und mich mit allerlei Namen nennen, die nicht eben schmeichelhaft klingen (das tue ich erst recht und schon seit vielen Jahren!).

Hören Sie!

Der „Hilligenlei-Finder" erschien im Juli 1907. Mein Verleger hatte Herrn Gustav Frenssen ein Buch zugesandt — er überging es mit Stillschweigen, sehr verständlich! Dann aber war auch ein sehr gut gebundenes Exemplar an Ihre Majestät die Kaiserin Auguste Viktoria gesandt worden; dies geschah ohne vorherige Anfrage beim Kabinett Ihrer Majestät, ob das auch gestattet wäre. Daß diese Anfrage notwendig war, wußten wir nicht. Das

Buch kam aber auch nicht zurück — also war es wohl angenommen worden.

Die Zeit verging. Es war Oktober geworden und mit diesem Monat kam der Schrecken aller Familienväter und Hausherren, das „Großreinemachen", heran. Bei uns auch.

Nun standen in jenen Zeiten alle Schränke und Tische voller Nippsachen und Sächelchen, hing an jeder freien Stelle der Wände ein Bild oder doch ein Bildchen. Das Reinigen all dieser Gegenstände wurde nun meine besondere Aufgabe, die ich gewöhnlich an einem Nachmittag vornahm. Eine alte Decke wurde vorher über das Parkett gebreitet, dann wurden alle die genannten Dinge hübsch darauf aufgebaut, eine Fußbank kam in die Mitte, für mich, zwei Gefäße mit Wasser davor — Schürze um — und dann ging's los!

So auch an diesem trüben Oktobertag. Meine Eltern waren nicht zu Hause, und ich wusch und putzte denn an all diesen Staubfängern nach Herzenslust herum.

Es klingelte.

Das Mädchen kommt herein und meldet, ein Herr wünsche Herrn Papke zu sprechen; er habe aber seinen Namen nicht genannt.

Ich fragte, ob sie ihn kenne von früheren Besuchen her. — Nein, er sähe auch ziemlich einfach aus.

Schön! Ich nahm (zum Glück!) die Schürze ab, dachte, es wäre jemand, der meinen Vater sprechen wollte, und sagte, sie möchte ihn nur hier hereinführen — als der Angemeldete zu meinem Erstaunen schon im Zimmer stand.

Verbeugung. — „Mein Name ist Hm-m-m“ und ein mehr als verblüffter Blick glitt über mich und die Herrlichkeiten am Fußboden hin. Dann die etwas unsichere Frage, ob mein Vater zu Hause wäre.

„Nein, leider nicht, aber ich kann ihm ausrichten — —“

Wir hatten dabei Platz genommen. Ein leichtes Räuspern, dann die Frage: „Ihr Herr Vater ist doch der Verfasser des ‚Hilligenlei-Finders‘?“

Aha! Ich verkniff ein Lächeln.

„Nein, er hat das Buch nicht geschrieben.“

„Dann gewiß ein Bruder von Ihnen.“

Mit diebischer innerer Freude entgegnete ich ruhig: „Nein, auch nicht.“

„Ja — aber — wer denn? Ein Verwandter von Ihnen?“

„Nein! Sondern ich!“

O dieser Blick über mich kleine Person und den Aufbau auf dem Fußboden!

Dann aber kam es etwas stotternd heraus: „So — so! Ja — ja, ich komme im Auftrage Ihrer Majestät der Kaiserin. Sie hat das Buch erhalten, mit viel Freude gelesen, läßt huldvollst danken und möchte dem Verfasser — also jetzt der Verfasserin gerne einen Wunsch erfüllen.“

Nun war das Staunen an mir. Ich mußte denken: „Aha, also ein feinerer Kammerdiener“ — und dann sagte ich mit freundlichem Lächeln: „Ich habe keinen Wunsch! Daß Ihrer Majestät das Buch gefallen hat, ist mir Belohnung genug!“

Diese Antwort verschlug ihm fast den Atem!

Dann drang er in mich — ich blieb bei meiner Weigerung.

Endlich empfahl er sich, bat mich aber sehr, mich zu besinnen. Er würde wiederkommen.

Als meine Eltern bei ihrer Rückkehr dies erfuhren, schmunzelte mein Vater sehr befriedigt über meine ablehnende Haltung, Mütterchen aber gar nicht! Nun, geschehene Dinge ließen sich nicht ändern, die Sache war abgetan.

Vierzehn Tage später, an einem Vormittag, war mein Vater allein zu Hause. Als ich gegen Mittag von einem Ausgang heimkam, sagte er mir lächelnd: „Der ‚Kammerdiener' war wieder hier und hat eine Viertelstunde bei mir gesessen (zum Glück nun in dem schönen Studierzimmer meines Vaters). Er wollte durchaus einen Wunsch von dir wissen; du warst nicht da — also blieb ich bei deiner Absage."

„Sehr gut, Vati! Und dann ging er?"

„Ja, er ging. Und weißt du, wer dieser vermeintliche Kammerdiener war? Er hat sich mir nämlich sehr deutlich vorgestellt."

„Nun?"

„Baron von Spitzemberg!"

Ja, es war tatsächlich der Kammerherr Ihrer Majestät, der schon das erste Mal bei uns vorsprach; unser Mädchen hatte ihn sofort wiedererkannt.

Es gibt ein sehr bekanntes Wort: „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!" Alle Möglichkeiten, die mir dann doch später auftauchten, eine Studienreise über Italien, Ägypten, Palästina zu machen, hatte ich endgültig verpaßt!

Endgültig! Für alle Zeiten!

Denn nach etwa vier Wochen erhielt ich aus dem Kabinett Ihrer Majestät einen Brief mit Krone und Siegel, in dem mir im Auftrage Ihrer Majestät herzlicher Dank für das Buch ausgesprochen wurde — — unterzeichnet: Baron von Spitzemberg!

Mein Heil nochmals mit einem anderen Buch zu versuchen, nachdem mir die Erkenntnis meines — nun drücken wir es recht gelinde aus — „törichten Stolzes" aufgegangen war, wäre unmöglich gewesen. Und sieben Jahre später brach der erste Weltkrieg aus!

Tempi passati!

*

„DIE LETZTEN VON RÖTTELN"

Dieses Buch hat wie kaum ein zweites eine große Rolle in meinem Leben gespielt, und ich freue mich, meine Leser an den mannigfachen Erlebnissen, die ich mit ihm hatte, teilnehmen lassen zu können. Das Buch erschien im Jahre 1912. Den Anstoß dazu gab ein Besuch der Ruine Rötteln, den ich mit einer Freundin und ihrem Bruder dort machte.

Alfred Meier war Mediziner, studierte in Berlin und kam öfters mit anderen Studenten in unser Haus.

In einem Hochsommer — es war wohl 1908 — waren wir, meine Eltern und ich, wieder einmal in der Missionsanstalt St. Chrischona bei Basel zu Besuch. Das wußte Alfred Meier. Sein Vater

war Bürgermeister von Obertüllingen, einem größeren Flecken auf der Tüllinger Höhe, nicht weit von Lörrach, St. Chrischona gegenüber.

Eines Tages kam Familie Meier mit ihrem Fuhrwerk uns dort zu besuchen. Auf die Bitten ihrer Tochter Maria, der älteren Schwester Alfreds, nahmen sie mich für etliche Tage mit nach Tüllingen. Wir beiden Mädchen hatten Gefallen aneinander gefunden, und aus dem Gefallen entwickelte sich bald eine rechte Freundschaft.

In jenen Sommertagen machten wir manche schönen Spaziergänge und besuchten auch Rötteln. Wir tranken in dem bescheidenen Gasthaus Röttlerweiler einen dürftigen Kaffee, ich erstand eine wenig schöne Postkarte, die einzige, die es übrigens gab, und dann erstiegen wir den Burgberg.

Die Mauern sahen wir aber erst, als wir davor standen, so dicht bewachsen waren sie von Efeu und Waldrebe, und mächtige Bäume verwehrten den Anblick. Wir kletterten in der Ruine über unendliches Geröll und sehr viel Schutt zur Oberburg und kamen endlich auch in den Rittersaal. Dort setzten wir uns in die breiten Fensteröffnungen und schauten in die herrliche Gotteswelt hinein.

Wir schwiegen.

Dieser weite Blick über das liebliche Wiesental mit seinen Dörfern, drüben die Schwarzwaldberge, und im Süden, ganz in der Ferne, etliche Schneespitzen — — es war traumhaft schön!

Da war mir plötzlich, als vernähme ich von weither Waffengeklirr — wie Frauengewänder rauschte es um mich — die verwitterten Steinwände des

Die im Original hier eingefügte Fotografie der Burgruine Rötteln wird hier nicht gezeigt, da der Fotograf und damit die Urheber-schutzfrist nicht zu ermitteln waren.

Saales verschwanden — ein farbenprächtiges Bild entrollte sich vor mir in einem getäfelten Festsaal — ich sah sie daherkommen, stolze Männergestalten in kostbarer Rittergewandung — in blinkenden Panzern, in wallendem Priesterkleid! Auch manch holdes Frauenbild tauchte vor mir auf — sie kamen näher und näher — sie fingen an zu flüstern und zu erzählen — —

Eine Weile schaute ich und hörte — —

Ein schriller Pfiff ertönte. Aus dem nahen Haagen dämpfte ein Bahnzug Lörrach zu. Verschwunden war das herrliche Gemach, verschwunden die glänzende Gesellschaft; die Vergangenheit versank, die Gegenwart trat in ihre Rechte — und Alfred Meier sagte trocken: „Wir müssen heimgehen, es wird sonst zu dunkel. Hoffentlich ist heute ein neues Buch entstanden!“

Ja, so war es! Der Gedanke an Rötteln ließ mich nicht mehr los. Ich fing an, nach Urkunden zu forschen — gewitzigt durch die Erfahrungen meines ersten Buches!

Auf St. Chrischona riet man mir, zuerst im Pfarrhaus von Dorf Rötteln nachzufragen. Wenn irgendwo, müßten dort Urkunden vorhanden sein. So machte ich mich denn eines Tages auf den Weg dorthin.

Unvergeßlicher Tag!

Ich, nicht sehr groß, mit neunzig Pfund Gewicht auch nicht gerade sehr kräftig, dazu mit großer Schüchternheit begabt, sehe mich noch vor dem großen Tore stehen und zaghaft die Glocke läuten.

Eine Magd erschien und fragte nach meinem Be-

gehr. Daß ich als Norddeutsche den Herrn Pfarrer zu sprechen wünschte, schien ihr zum allermindesten recht merkwürdig zu sein! Sie schloß nach einem mißtrauischen Blick die Türe und verschwand.

Nach einigen Minuten hörte ich schlürfende Schritte, die Tür öffnete sich erneut, und vor mir stand der ehrwürdige Herr in großen Morgenschuhen und Schlafrock, ein Käppchen auf dem Kopfe und die Pfeife im Mund.

Es war gegen halb vier Uhr nachmittags, und ich glaube, die Magd hatte den Pfarrer vom Sofa geholt!

Auch er musterte mich mit geheimem Erstaunen, fragte aber sehr freundlich nach meinem Begehr. Recht befangen antwortete ich ihm, daß ich ein Buch über Rötteln schreiben möchte und dazu Urkunden benötigte. Ob im Pfarrhaus welche vorhanden wären?

Der alte Herr sah mich an, als traute er seinen Ohren nicht — —

„Sie wollen ein Buch über Rötteln schreiben?"

In diesem Augenblick packte mich der Stolz über den Erfolg meines „Hilligenlei-Finders", und ich fragte nun meinerseits zurück, ob ihm vielleicht dieses Buch bekannt sei.

Er, noch erstaunter: „Aber natürlich! Ich besitze es selbst und habe es mit Genuß gelesen — aber was hat dieses Buch mit Ihnen und Ihrem Wunsch zu tun?"

Und ich darauf liebenswürdig: „Sehr viel — denn ich habe es geschrieben — —"

Zehn Minuten später saß ich mit den würdigen

Pfarrersleuten am fein gedeckten Kaffeetisch unter einer alten Linde im Garten, und nun meine Schüchternheit überwunden war, gab es eifrig Rede und Gegenrede.

Ich erfuhr dann, daß auch das Pfarrhaus dasselbe Schicksal wie die Burg gehabt hatte und am neunundzwanzigsten Juni 1678 durch französische Truppen, die nach dem Niederländischen Kriege am Rhein und im Breisgau furchtbar hausten, in Flammen aufgegangen war. Und was noch zu zerstören übrig blieb, verwüsteten die Franzosen im Jahre 1702 nach der Friedlinger Schlacht.

Sämtliche Urkunden waren also damals ein Raub der Flammen geworden. Vielleicht, meinte der Pfarrer, daß noch irgend etwas in Basel oder Säkkingen oder sonstwo zu finden wäre. Auch stände in Basel im Barfüßer-Museum eine ziemlich große Rekonstruktion der Burg Rötteln. Das war nun eine recht böse Auskunft!

Doch wer sucht, der findet auch! Allerdings hat es fast vier Jahre gedauert, ehe alles zusammengetragen war, was ich brauchte. Auch hatte ich von der Direktion des Museums später die Erlaubnis erhalten, daß mein lieber Vater die rekonstruierte Burg abzeichnen durfte. Und so erschienen denn im Jahre 1912 „Die Letzten von Rötteln" und traten einen förmlichen Siegeszug an!

Bald war dies Buch in Basel und der ganzen weiteren Umgegend wohl in jedem Hause zu finden, und in den Schulen wurde es sogar beim heimatkundlichen Unterricht benutzt.

Eigentümerin der Burg war damals die Groß-

herzogin von Baden. Ihr hatte es das Buch derart angetan, daß sie beschloß, die Burg wieder aufzubauen. Sie ließ allerlei Aufräumungsarbeiten vornehmen, denen aber der 1914 ausbrechende Weltkrieg bald ein Ende machte.

*

Es vergingen die bangen, schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre. Mein Vater ging 1918 im Sommer heim, und Mutter und ich hatten schwer um unsere Existenz zu kämpfen — denn es war die Zeit der Inflation. Da erhielten wir im Sommer 1923 eine herzliche Einladung eines alten Basler Herrn, der meine Bücher sehr liebte, ihn am Bodensee zu besuchen, wo er auf deutscher Seite eine kleine, nette Villa besaß. Wir nahmen diese Einladung mit großem Dank an, sahen wir doch darin eine besonders freundliche Fügung Gottes, der uns über die Zeit der Inflation hinweghelfen wollte.

Als es Herbst wurde, nahm unser freundlicher Wirt uns nach Basel mit, da meine Mutter und ich große Sehnsucht nach St. Chrischona hatten. Mit Mühe erlangte ich für uns beide ein Visum in die Schweiz, und nun fuhren wir gleich an einem der nächsten Tage nach Basel nach der schönen Missionsanstalt St. Chrischona, die uns eine zweite Heimat geworden war.

Ja — aber — in Basel sein und Rötteln nicht besuchen können? Rötteln, von dem mir schon in Basel gesagt worden war, ich würde es kaum wiedererkennen!

Unmöglich!

Aber was tun?

Mit dem Visum konnte ich wohl nach Lörrach kommen, aber nicht mehr zurück. Da war es verfallen. Um ein neues zu beschaffen hätte es viel Zeit und vor allem zu viele „Billionen" gekostet!

Da war guter Rat teuer.

Aber vielleicht konnte das Deutsche Konsulat helfen. Mit größter Höflichkeit kam man mir dort entgegen, nachdem ich meinen Paß vorgelegt hatte und erklärte mir, man würde mir sehr gerne zu einem Tagespaß nach Lörrach verhelfen, doch da wäre das Schweizer Konsulat zuständig. Als ich dorthin kam, erklärte man mir mit noch größerer Liebenswürdigkeit, hierfür wäre nur das Deutsche Konsulat zuständig! Ich entgegnete lachend, daß ich eben von dort käme und an das Schweizer Konsulat gewiesen worden wäre!

Nach eingehender Beratung der Herren sagte man mir, es gäbe noch einen Weg, nach Lörrach zu kommen. Der wäre aber unter Umständen sehr unangenehm, und ob er Erfolg hätte, sei auch sehr die Frage: Auf dem Badischen Bahnhof auf deutscher Seite sei ein Beamter, der das Recht hätte, Tagespässe auszustellen. Er täte es aber nur äußerst selten und sei zudem sehr grob. Wenn ich es einmal da versuchen wollte — —

Ich dankte und fuhr sofort zum Badischen Bahnhof. Dort fand ich diesen Herrn sehr bald. Er war groß, dunkel und sah recht finster aus. Es entwickelte sich nun folgendes Gespräch:

„Was wollen Sie?"

„Ich bitte um einen Tagespaß nach Lörrach."

„So. Was wollen Sie dort?"

„Ich möchte die Burg Rötteln besuchen."

„So — so!" (Ein Blick über mich hin, der zu fragen schien, ob ich übergeschnappt sei!) „Und dazu müssen Sie einen Tagespaß haben?"

Ich, freundlich lächelnd: „Haben Sie das Buch ‚Die Letzten von Rötteln' gelesen?"

„Natürlich! Selbstverständlich! Besitze es selber — also deshalb wollen Sie hin — — " und nun ging es los! Und das in so übersprudelndem Zorn, daß ich gar nicht zu Worte kam!

„Solche Unverschämtheit — bodenlose Unverfrorenheit — als ob ich nur Zeit für solche Dummheiten hätte — nie — niemals bekommen Sie den — —" Und so redete er sich in solche Wut hinein, daß er schrie (wörtlich, ich habe es nie vergessen!): „Und wenn Sie mir sagen würden, Ihre Mutter läge drüben im Sterben, so bekämen Sie keinen Paß."

Ich hatte ihn ruhig angehört und sein Pulver verschießen lassen. Jetzt aber hielt ich ihm meinen Paß hin und fragte: „Auch jetzt nicht?"

O — diese Wirkung!

Er sah den Ausweis an — schaute mich an — wurde abwechselnd blaß und rot und stotterte jetzt: „Ja — ja — aber — und Sie — Sie —"

„Ja", sagte ich freundlich, denn ich hatte einen diebischen Spaß. „Sie kennen ja das Buch —"

„Ja — natürlich, sagte schon, besitze es selber —"

„Na", sehen Sie, und ich habe es geschrieben. Bekomme ich jetzt wirklich keinen Paß?"

„Aber natürlich — selbstverständlich — auf zwei Tage, wenn Sie wollen! Entschuldigen Sie nur — das — das konnte ich nicht ahnen."

Ich lachte herzlich. „Und ich konnte es Ihnen nicht erklären, Sie ließen mich gar nicht zu Worte kommen."

„Ja — ja —, ich bin manchmal etwas — etwas aufgeregt, entschuldigen Sie nur — —!"

Eine Viertelstunde später hatte ich meinen Paß und wir schieden in gutem Einvernehmen!

*

Am nächsten Tag fuhr ich mit einem Bekannten nach Lörrach.

Wie staunte ich, als ich schon von weitem die Burg stolz und frei über dem Tal leuchten sah! Und mein Staunen wuchs und verwandelte sich in helle Freude, als wir endlich den Burgberg hinaufgestiegen waren und oben am Tore standen. Alles verhüllende Geranke von Efeu und Waldrebe und dergleichen war fort, überflüssige Bäume waren gefällt und wuchtig und massig standen die Mauern vor dem erstaunten Blick. Im unteren Schloßhof war kein Schutt mehr zu sehen, dafür öffnete sich links in einem kleinen Raum, der eigens ausgebaut zu sein schien, ein Fensterchen, und eine freundliche Stimme fragte: „Darf ich die Herrschaften führen?"

Mein Erstaunen war zum stillen Ergötzen meines Begleiters von Minute zu Minute gewachsen, aber nun mußte ich doch lächeln.

„Danke, nein! Ich kenne das Buch ‚Die Letzten von Rötteln' sehr genau und finde schon die Wege!"

„Aber doch nicht", war die sehr eifrig gegebene Antwort des freundlichen Mannes, „und leider habe ich im Augenblick auch kein Buch mehr hier, sonst würde ich es Ihnen anbieten."

„So — Sie haben es sonst zum Verkauf hier? Auch Postkarten?"

„O ja — etwa fünfzig verschiedene und sehr schöne Aufnahmen, auch Photographien" — (vor 15 Jahren war nur eine miserable da, die ich mir zum Andenken aufgehoben habe!). „Aber ich möchte Sie doch führen. Sonst geht Ihnen vielleicht das Beste verloren, zum Beispiel das Fenster des Ritterspunges — —"

„Auch das kenne ich genau, denn ich habe das Buch geschrieben", lachte ich fröhlich in seine Rede hinein.

Da war der Mann mit einem Satz aus seinem Häuschen heraus, schüttelte mir beide Hände und rief: „Dann müssen Sie mich führen — —"

Vor Freude konnte er sich kaum fassen.

Wir plauderten eine ganze Weile, aber dann blieb er doch auf seinem Platz wegen der anderen Besucher. „Denn", berichtete er stolz, „es kommen täglich eine Menge herauf."

Ich aber bin stundenlang umhergestreift, stand lange an dem Fenster, durch das der tollkühne, stolze Graf Walter mit seinem Roß vor den Feinden in die Tiefe setzte, und saß lange in der gleichen Fensternische des Rittersaales, wo ich vor Jahren den Plan zu dieser Erzählung gefaßt hatte.

Wie wunderbar hatte Gottes Güte auch dieses Buch gesegnet.

Später kehrte ich mit meinem Begleiter, der mich rücksichtsvoll allein gelassen hatte, im Gasthof Röttlerweiler ein — es war jetzt ein blitzsauberes, schönes Lokal, wo man ganz ausgezeichneten Bohnenkaffee erhielt!

So hatte sich im Laufe der Jahre alles durch dieses Buch geändert. Mit vollem Herzen kehrte ich zurück nach Basel und konnte immer wieder meinem Gott nur danken.

*

Aber damit sind meine Erlebnisse mit Rötteln noch nicht zu Ende. Es lag mir sehr am Herzen, das Grabmal des jüngsten der drei Grafen von Rötteln zu finden. Otto und Walter ruhten in Röttler Erde, aber von Lutold berichtete das „Jahrzeitenbuch des Münsters" in Basel, daß er als Dompropst am 19. Mai 1316 gestorben und in der „Kapelle der Maria" bei dem alten Glockenturm begraben worden sei.

So ging ich denn eines Tages ins Münster und untersuchte mit dem Sigristen alle Grabdenkmäler, auch die — leider! — als Fußboden dienenden. Der Mann war mit ebenso großem Eifer dabei wie ich. Wir lagen auf den Knien und fuhren mit den Fingern die verwischten Zeichen auf den Platten der Grabdenkmäler nach — vergeblich.

In der ehemaligen Krypta des Münsters war Lutold auch nicht gefunden worden, als vor Jahren

eine Zentralheizung angelegt wurde. Wohl fand man dort die wenigen Überreste des Bischofs Heinrich, verstorben am 13. September 1279. Wie diese in die Krypta gekommen sind, ist unerklärlich. War es die Folge eines furchtbaren Erdbebens oder lag ein anderer Grund vor?

Jedenfalls hat man die Überreste pietätvoll gesammelt, in ein Kästchen getan und in einer der wuchtigen Säulen des Münsters ganz oben eingefügt, versehen mit Namen, Todestag und -jahr.

Lange stand ich davor und hing meinen Gedanken nach — — wo war sein Neffe Lutold begraben? Nach dem „Jahrzeitenbuch des Münsters" sollten sie doch beide in der Marienkapelle neben dem Glockenturm ihre letzte Ruhe gefunden haben!

So waren Stunden hingegangen, und ich stand mit dem Rücken gegen den Altar, schaute in den herrlichen Bau des Münsters hinein, in dem schon die Schatten länger wurden, und sagte zu dem Sigristen: „Und er m u ß hier begraben sein!"

„Aber wo?" fragte dieser ratlos.

Da fiel mein Blick von ungefähr auf eine kleine Tür rechts vom Altar.

„Was ist da drin?"

Der Mann war wie elektrisiert. „Ja, hier soll in früheren Jahrhunderten eine kleine Marienkapelle gewesen sein" — und schon probierte er alle Schlüssel, die er bei sich hatte. Keiner paßte!

Da lief er in seine nahegelegene Wohnung und kam mit einem Riesenbund alter Schlüssel zurück.

„Aus früheren Jahrhunderten", erklärte er und probierte eifrig einen nach dem anderen.

Da — einer paßte!

Kreischend ging die Türe auf, aber nur halb — sie stieß an ein Grabmal in der Größe der anderen, die sich an den beiden Langseiten des Münsters befinden. Es war schon recht dunkel in dem kleinen Raum, nur ein winziges Fensterchen hoch oben ließ einen spärlichen Lichtstreifen einfallen. Nun aber wirbelte, als der Sigrist den ersten Schritt in die Kapelle tat, der fußdicke Staub am Boden eine fast atemraubende Wolke auf.

Zitternd vor Erregung trat der Sigrist zurück und holte Handfeger, Schaufel und ein Licht. Und nun sahen wir auf dem Grabmal in Lebensgröße eine Gestalt im geistlichen Ornat, und die Inschrift am Rande besagte nach der Säuberung: „Lutold, Graf von Rötteln, Dompropst zu Basel" — alles weitere war an den Seiten und deshalb für uns nicht zu entziffern. Dazu war es zu dunkel.

„Das ist er", sagte ich leise, und schweigend standen wir geraume Zeit vor dem Grabmal.

Welche Gefühle mich beseelten, kann ich nicht schildern! Ich hätte weinen mögen vor Ehrfurcht und Freude!

Lutold von Rötteln!

Auch im Tode getrennt von all den Seinen, wie er sich im Leben von ihnen gelöst hatte.

Sie schlafen in Röttler Erde der Auferstehung entgegen — er ruht allein im Basler Münster seit mehr als siebenhundert Jahren!

Der Staub zum Staube — die Seele bei Gott! Und das ewige Licht der Gnade Gottes ist über ihnen allen das gleiche!

Man soll nur den Chroniken nachspüren und sich keine Mühe verdrießen lassen — — man findet immer die Wahrheit in ihnen!

*

Aber auch dieses Erleben ist noch nicht das letzte gewesen, welches ich mit oder durch Rötteln hatte.

Im Frühjahr 1928 weilte ich mit meiner Mutter einige Zeit wieder auf Sankt Chrischona. Da lernte ich bei Tisch einen älteren Herrn kennen, der zum Komitee der Missionsanstalt gehörte, Baurat Kaiser aus Lörrach. Er bat mich sehr bald, einmal in Lörrach über meine Werke zu sprechen, besonders natürlich über „Die Letzten von Rötteln". Gerne sagte ich zu, und bald nach seiner Rückkehr hatte er alles in die Wege geleitet.

Ich sollte in einem Saal des Vereinshauses sprechen. Ein Auto holte mich am Nachmittag des vereinbarten Tages ab, und ich verlebte eine angenehme Kaffeestunde mit dem alten Herrn und seiner Schwester, die ihm den Haushalt führte. Er erzählte viel von seinen Erlebnissen. Im Laufe des Gespräches sagte er, es käme noch ein Herr Blubacher zu ihm, der Religionslehrer sei und mich am Abend einführen solle.

Herr Blubacher kam dann auch, und wir besprachen alles Notwendige. Er war noch ein ziemlich junger Mann mit angenehmem Wesen, so daß er mir sofort zusagte.

Als das Gespräch auf den sogenannten „toten Punkt" kam und Herr Blubacher sich verabschieden

wollte, kam mir plötzlich der Gedanke, daß ich die beiden Herren doch nach der Familie Meier fragen könnte, die damals in Tüllingen lebte. Maria hatte einen Pfarrer Böhme aus dem Elsaß geheiratet; ich stand mit ihr noch bis Mitte des ersten Weltkrieges in allerdings sehr loser Verbindung. Aber diese hatte aufgehört durch die Schwierigkeiten, die sehr bald durch die Kriegslage entstanden waren. Als ich im Jahre 1923 in Basel war und nach Meiers forschte, wurde mir nur die Auskunft, daß sie verstorben seien. Was aus den Kindern geworden war, wo sie geblieben waren — niemand wußte es.

Als nun an diesem Spätnachmittag in Lörrach Herr Blubacher sich verabschiedete, fragte ich ganz impulsiv: „Können die Herren mir wohl über den Verbleib der Familie Meier in Tüllingen Auskunft geben?“ Baurat Kaiser schüttelte den Kopf, Herr Blubacher aber sah mich erstaunt an und fragte zurück: „Wie kommen Sie zu dieser Frage?“ Und ich: „Weil die Tochter Maria meine liebe Freundin war, von der ich aber etwa seit 1916 nichts mehr gehört habe.“

Herr Blubacher setzte sich rasch wieder hin und sagte tief bewegt: „Frau Pastor Böhme, geborene Meier war meine Schwiegermutter. Sie ist am 5. August 1917 einem Lungenleiden erlegen. Ihre Tochter Maria ist meine Frau — wie wird sie glücklich sein, jetzt endlich einen Menschen gefunden zu haben, der ihre Mutter aus der Jugendzeit her noch kennt!“

Das waren wirklich bewegte Augenblicke. Aber Herr Blubacher ließ sich nicht halten, er sprang

auf: „Ich muß heim und Maria diese frohe Nachricht sagen — und heute abend bringe ich Ihnen meine Frau“ — — und fort war er!

Kurz vor acht Uhr kamen wir in das Vereinshaus. Kaum war ich unten im Eingang, da bemerkte ich, wie eine junge Dame sich von einem Herrn löste. Sie flog fast auf mich zu, umschlang mich und rief unter Tränen: „O daß ich endlich — endlich jemand gefunden habe, der meine Mutter aus ihrer Jugendzeit her kannte! Wie oft und viel erzählte sie mir als Kind von dir!“

Baurat Kaiser und Herr Blubacher führten uns schnell nach oben — — es hatte sich bereits ein kleiner Kreis um uns gebildet.

Der Saal war gedrängt voll, sogar auf den Stufen des Podiums saßen die Zuhörer. Daß ich meinen Vortrag jetzt ganz anders begann, als ich gewollt hatte, ist wohl begreiflich. Eine tiefe Bewegung ging durch die Versammlung, als ich von der Entstehung des Buches „Die Letzten von Rötteln“ und von dem heutigen Wiederfinden der Tochter meiner Freundin sprach.

*

Nach Schluß des Vortragsabends stellte sich mir ein Herr als der Vorsitzende und Leiter des „Röttler Bundes“ vor. Bei dieser ersten Begegnung und während späterer eingehender Besprechungen erfuhr ich dann folgendes:

Durch die Lektüre meines Buches „Die Letzten von Rötteln“ veranlaßt, hatte sich ein Bund gebil-

det, dem nur Männer angehörten. Sie kamen aus allen Ständen zusammen, unterschiedslos, vom Professor bis zum Handwerkslehrling. Es galt also kein Ansehen der Person, ebensowenig kannte man Eintrittsgeld oder Beitrag. Nur eines gab es: jeder mußte sich verpflichten, wöchentlich eine Stunde an den Aufräumungs- und Wiederherstellungsarbeiten in und an der Burg Rötteln unentgeltlich mitzuhelfen. So konnte die Burg wieder aufgebaut und zu einer wahren Sehenswürdigkeit in der Umgebung von Basel werden. Bei den Grabarbeiten waren aber auch manche andere, interessante Dinge ans Tageslicht gekommen, so der „Hexenkeller".

Als ich davon hörte, spitzte ich die Ohren. Der freundliche Mann brachte mir dann etliche Chroniken aus der Zeit der Erben der letzten Herren von Rötteln, den Grafen von Sausenberg. Sie packten mich derart, daß in kurzer Zeit

„DER EISERNE MARKGRAF
VON SAUSENBERG-RÖTTELN"

entstand. In diesem Buch schrieb ich die Ausbeute dieser Chroniken nieder.

In jenem Jahrhundert hat sich auf Rötteln allerlei Grausiges zugetragen. Das ist wahr! Aber man darf auch nicht vergessen, daß das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert keineswegs nur Friede und Freude in sich barg! Raubritterwesen, Fehdereien allüberall, Hexenverfolgungen und dergleichen mehr standen in voller Blüte. Und die wahrhaft vornehmen Ritter und Herren, wie ich immer wieder das

Glück hatte sie in den Chroniken anzutreffen, waren nicht überall und auf jeder Burg zu Hause!

Daß ich mit Frau Maria Blubacher nun in reger Verbindung blieb, ist selbstverständlich. Bis heute vertrete ich an ihr Mutterstelle. Wir teilen Freud und Leid miteinander, besonders auch das bittere Leid, seitdem sie ihren treusorgenden und charakterfesten Mann in wenigen Minuten am Herzschlag verlieren mußte. Auch ihr Onkel, Doktor Alfred Meier, fiel schon 1925 einem Herzschlag, der ihn in der Kirche zu Tüllingen ereilte, zum Opfer. Er starb unverheiratet und ist dort auf dem Berge zur Ruhe gebettet worden. Seit jenem ersten Besuch auf der Ruine hatte ich ihn nicht wiedergesehen.

Ist es zu verwundern, daß mir das Buch „Die Letzten von Rötteln" nach all den ernsten und heiteren Erlebnissen, die ich mit ihm hatte, so besonders ans Herz gewachsen ist?

*

„IM KAMPF UM DIE WAHRHEIT"

war das vierte Buch, welches ich herausgab. Es entsprang der Notwendigkeit, gegen den Liberalismus anzugehen, dem in jenen Jahren, 1912—1913, besonders die Pastoren Traub und Jatho in Köln und in Wuppertal durch ihre Schriften und Predigten Vorschub leisteten. Ich stellte in zwei jungen Theologen die liberale und die bibelgläubige Richtung gegenüber. Der erste der beiden schrieb als Professor ein Buch, in dem er in sieben Kapiteln alles das nie-

derlegte, was ich sorgfältig mit Datum und Überschriftsangabe — natürlich zuerst nur für mich — aus den Schriften der rheinischen Pastoren zusammengetragen hatte. Dieser Mann erlitt Schiffbruch an Leib und Seele mit seiner Theologie, während der andere, auf dem festen Grund der Bibel stehend, im Segen wirkte und seinem Freunde noch auf den rechten Weg helfen durfte.

Das Buch erregte ebenso großes Aufsehen wie „Der Hilligenlei-Finder" und brachte mir allerlei gehässige, aber noch mehr feine Kritiken ein. Ich will nur von einigen erzählen.

Eines Tages schickte mir mein Verleger den Brief eines Professors aus Dresden zu — der Name tut nichts zur Sache. Der schrieb sehr abfällig an „Herrn K. Papke" und schloß seinen recht unfreundlich gehaltenen Brief mit der starken Ermahnung, sich in Zukunft mit einem so feinen Stoff, wie die liberale Theologie es sei, gründlicher zu befassen, ehe man ein solches Buch wie „Im Kampf um die Wahrheit" vom Stapel ließe! Denn „solchen blühenden Unsinn wie ihn dieser (in meinem Buch genannte) Professor der Theologie in seinem Buch mit sieben Kapiteln verzapft hätte, käme nie in der liberalen Theologie zustande".

Ich antwortete mit höflichem Dank für sein Schreiben, daß ich „leider" für ihn, für mich jedoch „glücklicherweise" in der angenehmen Lage wäre, ihm mitzuteilen, daß ...

Dann folgte Kapitel 1 verfaßt von P. Traub mit Angabe der Zeitschrift und Datum, Kapitel 2 aus einer Predigt von P. Jatho mit Datumangabe

und so fort bis Kapitel 7. Ich versicherte ihn meiner Dankbarkeit, wenn er mir die Stellen in meinem Buch, die mit den eingehend belegten Ausführungen von Anhängern des Liberalismus nicht übereinstimmen sollten, näher bezeichnen würde, und brachte noch zum Ausdruck, daß ich seiner Erwiderung gern entgegensehe.

Er hatte aber nichts mehr zu erwidern!

Einige Jahre später erreichte mich der Brief eines Pfarrers, der hoffentlich noch im Amt steht.

Er schrieb: „... Durch den ‚Christlichen Erzähler' konnte ich endlich Ihre Adresse erfahren. Ich fühle mich gedrungen, Ihnen mitzuteilen, daß eines Ihrer Bücher auf meine ganze innere Entwicklung entscheidend gewirkt hat ... Wenn ich heute mit ganzem Herzen Verkündiger des Evangeliums bin, ist das zum großen Teil auf Ihr Werk ‚Im Kampf um die Wahrheit' zurückzuführen. Das Buch zeigte mir klar, was auch mein Lebensweg ist. Es wurde mir der Führer zu dem, der allein Friede und Freude ins Herz hineinsenken kann ... Ich gab es oft Freunden weiter, denen es auch half ..."

Und ein anderer Brief aus Süddeutschland sagte mir: „... am vorbildlichsten sind mir jene Gestalten in Ihren Werken, die sich durch die Nebel rangen und in deren Leben die Höhensehnsucht siegte ... Ihre Arbeit ist mir ein Gebetsgegenstand geworden, damit sie noch vielen Menschen Segen bringe ..."

Hier möchte ich nichts weiter hinzufügen als nur das eine: Jede Gabe Gottes verpflichtet. Nur solche Bücher, die Ewigkeitswerte in sich tragen und in sittlich-moralischer Weise erziehend und veredelnd

auf die Seele des Lesers einwirken, haben Daseinsberechtigung. Wenn ich jener Briefe gedenke, danke ich meinem Gott von Herzen, daß auch dieses Buch „Ewigkeitswerte“ gehabt hat!

In der heutigen Zeit müssen meine Bücher „Der Hilligenlei-Finder“ und „Im Kampf um die Wahrheit“ als überholt gelten.

Was tut's!

Sie halfen vielen Seelen den rechten Weg zu finden, zurück zum Vaterherzen Gottes; mehr war nicht notwendig. Sie taten Dienste mit Ewigkeitswerten!

*

Meine Bücher und meine Stellung als erste Vorsitzende der „Privaten Kriegsfürsorge“ brachten mir die große Freude ein, von den beiden Schwägerinnen des Generalfeldmarschalls von Hindenburg auf ihre Besitzungen eingeladen zu werden. Frau Lina von Hindenburg bat mich im April 1916 nach Neudeck zu kommen, und Frau Helene von Hindenburg lud mich erstmals im April 1917 nach Schloß Langenau bei Freystadt in Westpreußen ein.

Bei ersterer lernte ich auch die Schwester des Generalfeldmarschalls kennen, die dort ihren Wohnsitz hatte. Nach dem bald erfolgten Tode von Frau Lina von Hindenburg siedelte Hindenburgs Schwester nach Potsdam über.

In Langenau weilte ich mehrfach, zuletzt im März 1919 nach dem Heimgang meines Vaters, mit meiner Mutter zusammen. Späterhin hatten wir zweimal die Freude, Frau Helene von Hinden-

burg mehrere Tage als lieben Gast bei uns in Wernigerode zu sehen und Erinnerungen auszutauschen. Dann ging auch sie heim in die ewigen Hütten.

Viele von denen, die ich durch meine Bücher kennenlernen durfte, weilen nun schon seit langen Jahren in der oberen Heimat. Dorthin dringt kein Krieg noch Kriegsgeschrei mehr — dort,

„wo Freude die Fülle, wo liebliche Stille,
wo seliger Friede, wo Herrlichkeit wohnt,
wo heiliges Leben wird ewig belohnt!"

(Christian Jakob Koitsch, 1671—1735)

Wenn wir dieses leuchtende Ziel immer vor Augen haben, kommen wir leicht durch alle Gegenwartsnot und Schwierigkeiten jeder Art hindurch, und nichts wünschte ich mir und allen denen, die diese Aufzeichnungen lesen, mehr als dieses.

*

Wollte ich nun meiner Lesergemeinde die Entstehungsgeschichte jedes der fünfzig Bücher und Büchlein erzählen, die ich geschrieben habe, so würde das auf die Dauer wohl ermüdend wirken, obwohl jedes von ihnen seine besondere Veranlassung gehabt hat. So will ich nur von den wichtigeren noch Näheres berichten.

„UM SEIN GLÜCK"

ist das Ergebnis eines sehr ernsten Gespräches mit meinem Vetter Erich, der im Dezember 1914 im Argonner Walde sein Leben für's geliebte Vaterland ließ. Er war es, der den Anstoß zum Schrei-

ben dieses Buches gab und sein Werden mit Interesse verfolgte. Darum habe ich seinem Andenken dieses Buch gewidmet.

Erich stand in harten inneren Kämpfen, denn das Mädchen, welches er von ganzer Seele liebte, war katholischen Glaubens und wollte diesen ebensowenig drangeben, wie er seinen evangelischen. Er übergab mir damals Hertas Briefe und allerlei anderes für alle Fälle, — daß er fallen würde, wußte er mit solcher Bestimmtheit, wie es eben viele vorher gewußt haben. Am 19. Dezember ereilte ihn die feindliche Kugel — mir blieb nichts weiter übrig, als seinen letzten Willen zu erfüllen. Wer über die Entstehung dieses Buches sich ausführlicher unterrichten möchte, wolle die Einleitung im Werk selbst lesen, es erscheint noch vor Herbst dieses Jahres im 21.—25. Tausend.

*

Ganz anders ist es mit dem Büchlein

„DUNKLE GESCHICKE
UND SONNENBLICKE“

gewesen.

Es erzählt die Geschichte meiner Urgroßmutter Henriette, geborene Christofer, aus Königsberg in Ostpreußen. Ich hatte damals, als das Buch zuerst herauskam, ihren Namen in „Schönemann“ geändert; aber bei einer späteren neuen Auflage werde ich ihren wahren Namen „Henriette Christofer“ nennen.

Meine Mutter war der Liebling ihrer Groß-

mutter. Sie selbst hat ihre Lebensgeschichte der Enkelin erzählt. Meine Mutter teilte sie mir dann in späteren Jahren mit.

Es ist eine Geschichte aus harter und schwerer Kriegszeit, 1802—1815 und den folgenden Jahren — so voll Not und Entbehrung, wie man es sich kaum vorstellen kann. In fast fürstlichem Reichtum aufgewachsen, dann alles für das Vaterland und die geliebte Königsfamilie hingegeben, den über alles geliebten Verlobten im russischen Feldzug 1812 angeblich verloren, um den Eltern in der Not zu helfen endlich in eine Heirat gewilligt, ein bitteres Los! Das Allerbitterste aber war, daß am Hochzeitstage plötzlich der totgeglaubte Verlobte vor ihr stand und alles nun zu spät war!

Ach — und was haben wir, die Nachkommen dieser Urahne Henriette, hundert und mehr Jahre später in noch härteren Kriegszeiten erleben müssen! Eins aber blieb, wie damals, so heute: der Gott, der über allem Kriegsgeschehen steht, der die Fäden der Völker- und der Weltgeschichte in seinen starken Händen hält — und der Christus Gottes blieb, der derselbe ist gestern und heute und in alle Ewigkeit bleiben wird. Ja, derselbe, zu dem in seinem Erdenleben keiner vergeblich hinflüchtete, und der heute noch die Mühseligen und Beladenen alle immer wieder zu sich ruft.

Zu diesem Heiland, der alle Wunden der Seele verbinden und heilen kann und will, flüchtete auch damals Urahne Henriette, und sie lehrte diesen Zufluchtsort auch ihre Kinder kennen und ihre Enkelkinder.

Diesen Zufluchtsort in allem Leid kannte auch unsere gute Nenn-Tante Luise Voß. Ihr Lebensschicksal habe ich in dem Büchlein

„NUR EINE ERZIEHERIN“

niedergeschrieben.

Nach dem Tode ihres alten Freundes, des General von Wolff, hat sie mir alles selber erzählt, und tiefe Wehmut lag dabei auf ihren feinen alten Zügen, aus denen nicht nur der Adel ihrer Seele, sondern auch der Ausdruck reichen Wissens sprach.

Ja — die echte, wahre Liebe, die auch über alle Hindernisse und über das Grab hinausreicht, findet man nicht alle Tage, namentlich nicht in der heutigen, an Idealen so armen Zeit! Aber da und dort blüht sie doch, wenn auch vielleicht ganz im Verborgenen, und unbeachtet und unbekannt von der großen Menge. Wer sie aber findet, der darf eins der herrlichsten Gottesgeschenke sein eigen nennen.

*

„STURMZEITEN AM BODENSEE“

Bei einem Aufenthalt von drei Monaten am Bodensee im Jahre 1923 — bei meinen Erlebnissen mit Rötteln erzählte ich bereits davon — forschte ich der Historie der verschiedensten Schlösser und Burgen nach, ebenso der Geschichte des „Deutsch-Ordens-Hauses“ auf der Insel Mainau. Dort fand ich auch die in der ganzen Umgebung der Insel

mehr oder weniger noch lebendige Erzählung vom Ritter Hugh von Langenstein, Komtur des Deutsch-Ordens auf der Mainau, und von dem als Schönheit bekannten Burgfräulein Hiltila von Bodman. Um die gleiche Zeit, um 1264 und in den folgenden Jahren, erwuchs dort am Bodensee der jugendschöne, letzte Sproß des Hohenstaufengeschlechtes, Konradin, und mit ihm sein Freund, Friedrich von Baden, die beide ein so schmähliches Ende in Neapel nehmen mußten.

Bei näherem Forschen aber erschloß sich mir eine solche Fülle des Stoffes aus deutscher Geschichte und von edlen Geschlechtern, daß ich fast geblendet war.

Was haben doch die herrlichen Ufer des Schwäbischen Meeres in jenen Zeiten alles gesehen und erlebt!

Schon rein äußerlich!

Welch eine Prachtentfaltung bei den Turnieren, welcher Glanz und Luxus an dem bischöflichen Hof zu Konstanz und in Arbon am Hofe des jugendlichen Konradin!

Wieviele Beispiele deutscher Treue und Mannesehre sind in den alten Chroniken jener Zeit, etwa von 1265 an und in den folgenden Jahren lebendig, aber von wieviel boshaftem Ränkespiel wissen sie auch zu berichten!

Es war nicht ganz leicht, das, was zusammengehörte, zu finden und zusammenzuziehen und dabei das große Ziel, „Ewigkeitswerte" auch durch dieses Buch zu vermitteln, nicht aus den Augen zu verlieren! Mit tiefer Dankbarkeit habe ich manchen

Zuschriften entnommen, daß ich auch hier dieses Ziel erreichen durfte. Um so mehr freute es mich, als ich feststellen konnte, daß auch aus literarischen Kreisen immer wieder um eine Neu-Auflage gerade dieses Buches gebeten wurde.

*

Zu Bregenz, dem lieblichen Städtchen, am Fuß des Pfänder gelegen, hat sich um 1407 eine gar wundersame und feine Sache zugetragen. Da hat sich Frauenminne und -treue so herrlich gezeigt, daß ich ihr in dem kleinen Büchlein

„EHRGUTTA"

ein Denkmal setzen mußte!

Es gab in Bregenz in früheren Zeiten einen „Ehrgutta-Platz" und eine „Ehrgutta-Straße", und wer in Bregenz übernachtete, konnte noch in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts dort am Abend etwas Seltsames hören. Wenn der Wächter die neunte Stunde blies und seinen Spruchreim dazu rief, schloß er denselben mit dem eigenartigen Ruf: „Ehrgutta-Ehrgutta!"

Die junge, schöne Gemahlin des Grafen Rudolf von Montfort-Bregenz, Kunigunde Ehrgutta, verließ ihren Gemahl heimlich, obgleich sie ihn unendlich liebte, weil sie seiner Untreue ihr gegenüber gewiß war. Auf ihrem Fluchtweg erfuhr sie auf seltsame Weise von einem geplanten Überfall der Appenzeller auf die Stadt und den Grafen. Mit

Drangabe ihres eigenen Lebens rettete sie die Stadt und damit auch ihren Mann. Zum bleibenden Andenken an diese Tat, sowie aus Dankbarkeit wurde ihr Name jeden Abend gerufen. Ich setze hierher einen kleinen Teil des Schlusses von dem Büchlein:

„Bregenz liegt wie in Sonne gebadet, und nun klingen alle Glocken feierlich in der Stadt zusammen. Unweit des Ufers ist eine neue Kapelle erbaut worden, eine festlich gekleidete Menge staut sich draußen vor ihren Türen, weil sie drinnen in dem schlichten Gotteshause nicht mehr Platz finden.

Die Kapelle ist von Graf Rudolf von Montfort errichtet und dem heiligen Georg geweiht worden zum bleibenden Andenken an jenen großen Sieg der Ritter vom St. Georgenschild über die feindlichen Appenzeller am 14. Jänner 1408. Heute wird sie vom Bischof von Konstanz mit einem feierlichen Hochamt eingeweiht ...

Die erhebende Feier in der Kapelle ist jetzt beendet ... die Kirchentüren öffnen sich ... Der Bischof hebt segnend die Hände über die wogende Menschenmenge — einen Augenblick verharrt alles still. Dann aber bricht ein ungeheurer Jubel los.

„Ehrgutta — Ehrgutta" tönt es, und ehe die junge Gräfin sich recht besinnen kann, ist sie von starken Händen auf ein Schild gehoben und wird zur Burg zurückgetragen, umbraust von einem wahrhaft tobenden Freudengeschrei.

‚Ehrgutta, Retterin der Stadt', schallt es immer wieder, und der Lärm ebbt erst ab, als vor dem Schlosse Graf Rudolf die Hand erhebt zum Zeichen, daß er reden will.

Er zieht seine holde Gemahlin, die jetzt neben ihm steht, an sich und ruft mit starker Stimme: ‚Ihr Ritter und Mannen vom St. Georgenschild, ihr meine treuen Bürger von Bregenz, vernehmt meinen Beschluß. Die neugebaute Kapelle am See bleibe für alle Zeiten ein Denkmal unseres innigen Dankes gegen Gott den Allmächtigen, für seine gnädige Hilfe am Tage der Schlacht, am 14. Jänner 1408. Als Zeichen aber immerwährender Dankbarkeit für die mutige Tat, durch die meine geliebte Gemahlin unserer lieben Stadt und uns allen an jenem Hilariustage das Leben rettete, bestimme ich für ewige Zeiten, daß jeden Abend von heute an und späterhin, so der Wächter die neunte Stunde kündet, er zweimal rufen soll: Ehrgutta, Ehrgutta!‘

Als an jenem Tage der Stadtwächter die neunte Stunde kündete, tönte es gleich darauf zum erstenmal in die lauschenden Ohren: ‚Ehrgutta — Ehrgutta!‘“

*

Da ich eben von den historisch so überreichen Ufern des Bodensees erzählt habe, will ich noch eines kleinen Dörfleins in der Nähe von Basel gedenken. Auch dort ist fast überreich historischer Boden — es sind dies die beiden kleinen Dörfer Basel-Augst und Kaiser-Augst.

Sie sind der übriggebliebene Rest jener großen römischen Stadt Augusta Rauracorum, die schon lange vor Christi Geburt, besonders aber in den ersten Jahrhunderten danach, eine bedeutende Rolle während der Römerherrschaft in der Schweiz spielte.

Mit der Völkerwanderung Ende des vierten Jahrhunderts begannen auch die Schicksale Rauricas sehr wechselnd zu werden. Die stolze Stadt verfiel nach und nach infolge der Kriegsstürme, die über sie hinbrausten. Dafür jedoch wuchs Basilea — Basel, das im ersten Jahrhundert nur eine kleine römische Ansiedlung gewesen war, zu der prächtigen Stadt, die es heute ist. Von Raurica blieben nur die beiden kleinen Dörfer übrig.

Die Herrlichkeit der alten Stadt blieb aber in der Geschichte unvergessen, ob auch Erde fast alles bedeckte und der Pflug des Landmannes darüberging.

Aber von Zeit zu Zeit wurde bald dieses, bald jenes ausgegraben, und es wurden Funde von bedeutendem Werte gemacht. Da begann man planmäßig zu arbeiten, und heute ist das Theater gänzlich freigelegt, ebenso Reste des Merkurtempels auf dem Schönenbühl, dem kleinen Hügel gegenüber dem Theater. Man kennt auch den Lauf der Stadtmauer, weiß, wo die Bäder und das Forum waren, fand Teile des Laufs der Wasserleitung.

Vielleicht bleibt es einer späteren Zeit überlassen, Raurica einmal in ausgedehntem Maße so weit als möglich aus dem Schutt der Vergessenheit zu heben.

Es würde Mühe und Kosten reich belohnen.

In Augusta Rauracorum hat auch einst, um 360, Kaiser Julian eine große Rolle gespielt, „Julian apostata" (Julian der Abtrünnige), wie die christliche Kirche schon damals seinen Namen geprägt hat. Als er am Morgen des sechsundzwanzig-

sten Juni 363 unweit von Ekbatana im Kampf mit den Persern durch den Speer eines Christen tödlich verwundet wurde, reckte er die Faust gen Himmel und rief: „Tu tandem Nazarene vicisti!“ (So hast du dennoch gesiegt, Galiläer!)

So starb der Mann, der zuerst dem Christentum recht geneigt war und dessen Begabung und Gesinnung zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hatten.

Es war ein sehr warmer Tag anfangs Mai 1928, als ich in Begleitung etlicher Freunde den Weg nach Kaiser-Augst machte. Still und ruhig lag unter blauem Himmel das Ruinenfeld vor mir. Mit heimlicher Ehrfurcht ging ich in den Sitzreihen und Anlagen des Theaters umher. Dann fiel mein Auge auf einige kräftige Arbeiter, die — nur mit einer Hose bekleidet — damit beschäftigt waren, einen weiteren Teil der großen Tempelanlage des Merkurtempels freizulegen. Es waren stolze Gestalten mit kühnen Gesichtszügen und funkelnden dunklen Augen.

„Nachkommen der alten Römer, die einst hier wohnten“, ging es mir durch den Sinn, und ich ließ mich mit einem von ihnen in ein Gespräch ein. Er gab freie und ungezwungene Antworten, allerdings in „Schwyzer Dütsch“, das ich aber gut verstand, was ihn recht zu freuen schien.

Der Leiter der Ausgrabungen, mit dem ich leise über die Herkunft der Männer sprach, gab mir lächelnd recht. Man fände, so erzählte er mir, in Kaiser-Augst und Umgegend manchen Typ, der für römisch gelten konnte.

Dann sprach er leise mit einem der Männer, und nach einigen Augenblicken kam dieser und überreichte mir einen Ziegelstein, den er eben kunstgerecht abgeschlagen hatte. Er war an einer Seite völlig glatt.

„Zum Andenken an die Ausgrabung des Merkurtempels", sagte er dabei mit höflicher Verneigung.

Ich dankte in herzlicher Freude und wandte mich dann wieder dem Theater zu.

Da sah ich im Geiste das glänzende Leben einer stolzen, römischen, Jahrhunderte alten Stadt — sah den Einzug der sieghaften Truppen und hörte den brausenden Jubelruf des Volkes: „Heil Julian, dem Retter Galliens!"

Das war die Geburtsstunde der historischen Erzählung

„DIE KAISERIN
VON AUGUSTA RAURACORUM"

Das Buch wird vielleicht schon im nächsten Jahre neu aufgelegt werden, wahrscheinlich jedoch unter einem anderen Titel.

Auf meinem Schreibtisch liegt als der mir wertvollste Briefbeschwerer jener Stein aus dem Merkurtempel, der weit über zweitausend Jahre alt ist!

Wenn er reden könnte!!

Wahrscheinlich wüßte er weit mehr noch zu erzählen, als es die ältesten Chroniken können!

*

Nun glaube ich aber bereits vielfach aus meinem Leserkreise zu hören: „Sie haben schon von allerlei Büchern erzählt, aber nicht von Ihrer Erzählung

„DAS FORSTHAUS
IM CHRISTIANENTAL“

und gerade von dieser möchten wir . . .“

Gemach, gemach, meine verehrten Leserinnen und Leser! Zu dem „Forsthaus“ gesellen sich noch fünf andere Harzbücher, und von diesen will ich jetzt allerlei verraten.

Zunächst also vom „Forsthaus“. Es ist ganz eigentümlich, eine wie weite Verbreitung gerade dieses Buch erlangt hat (das 61.—65. Tausend ist in Vorbereitung). Gewiß hat hierzu der große Kreis der Sommergäste beigetragen, die Wernigerode in früheren Jahren besuchten. Das idyllisch-schöne Christianental ist unstreitig das beliebteste Ziel für Spaziergänge in die nächste Nähe unseres schönen, bunten Städtchens.

Ja, wie kam ich zu diesem Buch!

Eines Tages forderte mich eine Bekannte zu einem Spaziergang auf und sagte dabei: „Sie interessieren sich ja für allerlei altes Zeug; da möchte ich Ihnen heute einmal einen alten bemoosten Stein zeigen.“

Ich lachte, und wir machten uns auf den Weg.

Nach einer guten Stunde kamen wir in ein liebliches, weltabgeschiedenes Tal, zu dessen beiden Seiten herrlicher Buchenwald die Berge hinanstieg. Dort lag, im hohen Grase fast versteckt, ein verwit-

terter Stein; der Sockel, auf dem er einstmals thronte, stand ein Stücklein entfernt, ziemlich auf halber Höhe des Berges.

Bei näherer Betrachtung entdeckte ich an einer Seite, nur mit Mühe zu entziffern, die eingehauenen Worte: „Else, die Stunden der Erinnerung sind heilig!"

Sofort war ich ganz bei der Sache! Hier lag wahrscheinlich ein Geheimnis verborgen, das zu ergründen sich vielleicht lohnte.

Ich begann zu forschen, und der damalige Archivar der Fürstlichen Bibliothek in Wernigerode, Doktor Herse, machte mir Urkunden und Chroniken unseres Städtchens zugänglich, in denen ich fast unerschöpfliche Fundgruben entdeckte. Ebenso wurden mir die alten Bürgerbücher von Nöschenrode aus dem siebzehnten Jahrhundert zur Verfügung gestellt, und nun erstand vor meinem geistigen Auge Geschlecht um Geschlecht. Markige, kerndeutsche Männer, warmherzige Frauen, mutige Bekenner der reinen evangelischen Lehre traten aus dunkler Vergessenheit ans Licht, die vergangene Zeit mit all ihren Leiden und Freuden wurde lebendig, umrahmt und durchwoben von den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges. Bis zu dem edlen Grafengeschlecht, das auf der alten Burg wohnte, zogen sich einzelne Fäden der Geschichte, und nach nicht sehr langer Zeit war auch mein Buch „Das Forsthaus im Christianental" fertig.

Ihre Durchlaucht, Fürstin Marie zu Stolberg-Wernigerode, nahm freundlichst die Widmung des Buches an. Sie ließ den Stein aus dem Grase auf-

Die im Original hier eigefügte Abbildung "Fortshaus im Christianental" wurde hier weggelassen, da der Urheber nicht zu ermitteln war.

richten und auf seinen alten Platz stellen. Dann wurde ringsum die Wildnis gelichtet, eine Bank daneben gesetzt, und heute führt ein guter Weg zum „Elsestein", ein Wegweiser weist auf ihn hin. Es ist seitdem wohl kein Sommer vergangen, an dem der Stein nicht mit Blumen oder Laub geschmückt worden wäre.

Die Bank am Elsestein ist heute nicht mehr zu finden. Sie verschwand in der Zeit der Brennholzknappheit nach dem letzten Kriege.

Ja — „es ändern sich die Zeiten" — auch hier in unserer Stadt am Harz haben sie sich geändert. Das Schloß ist Eigentum der Stadt geworden, die es zu einem Museum umgewandelt hat.

*

„BALTHASAR KNAUER"

ist das zweite Harzbuch.

Sehr bald nach Erscheinen meiner Erzählung „Das Forsthaus im Christianental" kam ein Professor Breuer zu mir und erzählte mir eine ganz tolle Geschichte, die sich in der letzten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges hier in Wernigerode ereignet haben sollte. Sie klang mir nicht sehr glaubhaft, er aber bestand darauf, daß sie echt sei.

Diese Sache, in der eine Nonne aus dem Kloster Waterleer — heute Wasserleben — eine der Hauptrollen spielte, war unter dem Regiment dieses „Balthasar Knauer" geschehen; Professor Breuer wußte deshalb alles so genau, weil seine Frau eine

geborene Knauer war. Er erzählte mir noch allerlei von diesem Mann, was sich in der Familie des Knauerschen Geschlechtes erhalten hatte.

Das Wenige interessierte mich schließlich doch sehr stark, und so vertiefte ich mich wieder in die Wernigeroder Chroniken, zu denen ich mir noch die von Wasserleben und vor allem von Drübeck hinzuholte. Dann aber habe ich mit Freuden diesem tapferen evangelischen Mann in dem Buch, das seinen Namen trägt, ein Denkmal gesetzt.

Balthasar Knauer hat sich auch um unsere Stadt sehr verdient gemacht. Er wurde nach seinem Hingang in der Silvestrikirche beigesetzt; dort befindet sich noch heute sein Gedenkstein.

Unsere Stadt darf stolz darauf sein, daß gerade in jener so bitterschweren Zeit von 1625—1648 Männer in Amt und Würden standen wie der Amtsschösser Balthasar Knauer, der im Amtshaus auf dem Burgberg wohnte, wie Magister Johannes Fortmann, der Pfarrer von St. Silvestri, der neben dieser altehrwürdigen Kirche seine Wohnung hatte, und wie Magister Jakob Klingsporn von Liebfrauen, der im Pfarrhaus auf dem Liebfrauenkirchplatz wohnte.

*

Ohne in den Chroniken zu stöbern, sich vor allem Staub der Jahrhunderte nicht zu fürchten, geht es bei historischen Büchern nicht ab! Aber man findet dabei doch immer wieder viel Wertvolles — — sagen wir: als Belohnung.

So erging es mir, als ich mich in die Geschichte unserer Stadt und des gräflichen Hauses in der Reformationszeit vertiefte. Da fand ich zu meinem Staunen, daß Graf Botho, genannt „der Glückselige" (was er aber durchaus nicht war!), der um 1510 lebte, wohl dreizehn Kinder hatte, von denen aber nur der jüngste Sohn die Stolberger Linie fortsetzte.

Alle anderen starben.

Dieser jüngste Sproß war Heinrich, der Onkel des „Wilhelm von Nassau", des Draniers, der als Retter der Niederlande in dem furchtbaren Kriege gegen Herzog Alba und den Katholizismus die führende Rolle spielte und der Stammherr der Dranier geworden ist.

Die Mutter dieses „Wilhelmus von Nassauen", wie das Nationallied der Holländer anfängt, war die ältere Schwester Heinrichs, Gräfin Juliane. Er selbst wurde später Domdechant zu Köln und trat am fünfzehnten März 1543, dem ersten Ostertag, zu Luthers Lehre über. Bald heiratete er und wurde der Ahnherr aller noch heute vorhandenen Stolberger Linien.

Dieser Heinrich interessierte mich sehr; ich forschte ihm weiter nach, und so entstand dann

„DER SCHLOSSGEIST"

Als ich an diesem Buch arbeitete, war ich wieder einmal zu einem gemütlichen Teestündchen bei der Fürstin von Stolberg-Wernigerode, oben im Schloß auf stolzer Bergeshöhe. Auf ihre Fragen nach mei-

ner augenblicklichen Arbeit erzählte ich ihr von diesem Buch. Dabei fragte ich scherzhaft: „Spukt es hier im Schloß? Das käme mir bei meiner Arbeit recht gut zustatten!"

Die Fürstin entgegnete mit sehr ernstem Gesicht, während ihr der Schalk in den Augen saß: „Ach nein! Wir hier oben sind ganz ohne Geist!"

Eine „geistvollere" Antwort hätte ich nicht bekommen können! Wir lachten beide herzlich darüber.

Wie weit liegt doch dieses Gespräch zurück! Mehr als zwanzig Jahre sind seither vergangen. Und wir haben in diesen Jahren Gelegenheit genug gehabt, unseren festen Glauben an Gottes weise Führung zu bezeugen.

Ich bewahre der hochherzigen und liebenswürdigen Fürstin Marie ein warmes Andenken und werde nicht die letzte Teestunde mit ihr in meinem Hause vergessen. Sie lud mich da so herzlich ein, sie im Frühjahr in Schierke, ihrem Witwensitz, auf ein paar Tage zu besuchen. Sehr gern sagte ich zu.

Das war im Januar 1942.

Vier Wochen später stand ich an ihrem Sarge, der vor dem Altar unserer Liebfrauenkirche aufgebahrt war, und wir gaben ihr das letzte Geleit durch Schnee und Eis zum stillen Schloßfriedhof.

Heute, beim Gedenken an so manche schönen, aber auch ernsten und schweren Stunden freue ich mich, daß ihr die späteren Jahre erspart blieben. Die herben Ereignisse, die über unser Vaterland und besonders über das fürstliche Haus Stolberg hereinbrachen, hätten ihr das Herz gebrochen. So aber nahm Gott sie vor dem Unglück hinweg.

Seine Wege sind doch allezeit die besten, auch wenn wir sie nicht immer gleich verstehen. Oft geschieht das erst nach langen Jahren. Wenn wir dann doch dafür danken lernten!

*

In den zwanziger Jahren lernte ich bei einer mir nicht mehr bewußten Gelegenheit einen Förster a. D. kennen.

Er erzählte mir allerlei aus seinem Leben, was mich eigentlich nicht gerade interessierte. Als er wieder einmal wegen Holzlieferung in meinem Hause war und schon auf allerlei zu sprechen gekommen war, sagte er so nebenbei, er möchte mir auch einmal das traurigste Ereignis aus seiner Försterlaufbahn mitteilen, das er nie vergessen könnte.

Schön! Ich ließ ihn reden.

Und dann erzählte er mir bei einer Tasse Kaffee von einem jungen Forstassessor, der wegen Mordes angeklagt war und lange Jahre unschuldig im Zuchthaus sitzen mußte, bis der Mörder auf dem Sterbebett seine Schuld bekannte. Der Assessor wurde freigelassen, aber sein Leben war zerbrochen.

Ich hielt das Ganze zuerst für ein gutes Garn, was er spann — Förster und Seeleute sollen ja hin und wieder die unglaublichsten Geschichten erzählen. Aber als er mir dann die Namen der betreffenden Persönlichkeiten, den Ort, an dem die Sache geschehen war, und anderes mehr mitgeteilt hatte, konnte ich an der Wahrheit seines Berichtes nicht mehr zweifeln.

Ich war tief erschüttert, und der Gedanke an diese grausige Tat ließ mich nicht mehr los. Ich forschte weiter nach — und dann schrieb ich die Geschichte nieder in dem Büchlein

„DER FORSTASSESSOR VON TANNE“

Natürlich lag der Ort des Geschehens nicht im Harz, sondern in einer weit entfernten Gegend. Ich durfte um des alten Försters willen Ort und Namen nicht angeben. War er doch selbst als Zeuge bei den verschiedenen Gerichtsverhandlungen zugegen gewesen!

Dieses Büchlein ist also eine Gegenwartserzählung; ich reihte sie in meine Harzbücher ein, weil ich den Schauplatz des Geschehens nach Tanne mit seiner schönen, romantischen Umgebung verlegt habe.

*

Das vorletzte der sechs Harzbücher führt wieder in die Vergangenheit zurück, und zwar in die Jahre von 1415 an und später.

Bei einem längeren Aufenthalt in Stolberg, dem lieblichen Städtchen des Südharzes, und mehrmaligen Besuchen auf dem altehrwürdigen Fürstensitz erzählte mir der Besitzer des Schlosses verschiedenes, was ich dann in dem Buch

„DER EINSIEDLER VON STOLBERG“

verwendete.

Die romantische Gegend von Stolberg hallte in den Jahren 1436—1437 wider von Krieg und Kriegsgeschrei; diese Jahre waren Zeugen von Haß, Mord und Verrat, wovon das letzte kleine Büchlein aus der Harzgegend erzählt, das den Titel

„JUNKER CHRISTOPH BERNHARD"

trägt.

Das Grabmal dieses jungen, schwedischen Offiziers befindet sich in der Dorfkirche zu Stapelburg, und man hat von dieser, sowie von der kleinen Ruine hinter dem Pfarrhaus einen gar schönen Blick in die Harzberge und -wälder hinein.

Wieviel Not und Elend, Leid und Jammer sind über diese Berge und Wälder zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges hinweggegangen, und wieviel neue Not und neues Leid sahen sie seit 1940!

Da gilt es immer wieder, mit starkem Glauben festzuhalten an dem, der gesagt hat: „Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Ende, des ihr wartet." Ja, solchen Felsenglauben sahen diese Berge und Wälder — den hatten vor Jahrhunderten und haben auch heute noch Menschen, die daran festhalten:

„Und ob es währt bis in die Nacht,
und wieder an den Morgen,
soll doch mein Herz an Gottes Macht
verzweifeln nicht noch sorgen."

Sie wurden damals nicht zuschanden, wie auch wir nicht zuschanden werden, wenn wir nicht auf die

Wogen blicken, sondern auf den, der auf den Wogen wandelt und der auch zu uns spricht: „Fürchtet euch nicht, ich bin's!“

*

Soll ich nun mit diesem Blick in meine Werkstatt Schluß machen? Nein! Denn meine Erzählung „Das Forsthaus im Christianental“ hat ein sehr merkwürdiges Nachspiel gehabt; das darf ich meinen verehrten Leserinnen und Lesern wirklich nicht vorenthalten.

Es sind etwa zwanzig Jahre oder noch mehr vergangen, daß mich die Vorsteherin des „Christlichen Hospizes Harzfriede“ hier in Wernigerode aufforderte, ihren etwa einhundert Gästen einen Vortrag über meine Bücher zu halten oder etwas aus ihnen vorzulesen. Gern kam ich dieser Bitte nach und fand viel Interesse und Fragen nach dem und jenem, besonders natürlich nach dem „Forsthaus“.

Einige Tage später erhielt ich einen kurzen Brief von einer Dame, die auch an diesem Abend teilgenommen hatte, dann aber gleich abreisen mußte. Sie sandte mir ein etwa achtzehn Maschinenseiten zählendes Manuskript zu mit der Bitte, es durchzulesen.

Natürlich nahm ich an, sie hätte es geschrieben und ich sollte es kritisieren, etwas, was ich immer beinahe gehaßt habe! Denn wenn man ehrlich sein will und sagen muß, „das Ding taugt wenig oder nichts“, so hat man in der Regel nicht nur einem Menschen weh getan, ihn enttäuscht oder am Ende

gar beleidigt, sondern auch meistens sich den Verfasser zum Feinde gemacht.

Schreibt man aber, es wäre „einigermaßen", vielleicht sogar „gut", dann folgt unweigerlich die Bitte, bei der Herausgabe behilflich zu sein, ja sogar das Manuskript einem Verlag zu empfehlen.

Ich ließ also auch dieses Manuskript einstweilen liegen, ja, ich dachte kaum noch daran.

Da bekam ich eines Tages einen sehr höflichen Brief mit der bescheidenen Anfrage nach meiner Beurteilung. Sofort packte ich das Ding ein und sandte es mit einer ebenso höflichen Antwort zurück. Ich schrieb, daß ich beim besten Willen keine Zeit hätte, Manuskripte zu lesen und zu begutachten.

Umgehend bekam ich eine — gelinde ausgedrückt — sehr unangenehme und offensichtlich in heftiger Erregung geschriebene Antwort: Die Absenderin hätte an jenem Abend im „Harzfrieden" meinen Vortrag gehört und da sie dieses kleine Manuskript schon vor langen Jahren von jemand erhalten und es sehr interessant gefunden habe, sei sie auf den Gedanken gekommen, es mir zu senden, in der Annahme, daß es auch mir, als Freund von historischen Dingen, von einigem Interesse sein würde. Sie hätte nie an eine Kritik darüber gedacht, sondern es mir einfach zur Verfügung stellen wollen. Nun aber wäre sie bitter enttäuscht usw.

Zuerst überlegte ich, ob ich mich über den Ton dieses Schreibens ärgern oder darüber lachen sollte. Ich entschied mich für das letztere, und freue mich heute noch über diese Entscheidung!

Ebenfalls umgehend schrieb ich etwas humori-

stisch, daß ich das natürlich nicht hätte ahnen können, zumal es aus dem ersten Brief nicht hervorgegangen wäre. Mit herzlichem Dank für den erhaltenen Brief bäte ich nun, wenn man nicht gar zu erbost über mich wäre, mir das Manuskript doch noch einmal zuzustellen. Ich würde es jetzt sehr gerne lesen.

Mit wendender Post kam es mit einem Begleitschreiben, dem ich in jedem Satz anmerkte, wie fatal es der Absenderin war, so erregt an mich geschrieben zu haben.

Ja — und dann las ich — und diese kurze Skizze von wenigen Seiten packte mich derart, daß ich zweimal anfing, ein Buch darüber zu schreiben, und zweimal alles verwarf, um dann das Ganze liegen zu lassen. Das war in den Jahren 1935—1943, also in einer Zeit, in der ich doch nicht dem Zuge meines Herzens folgen und mit dem Blick auf „Ewigkeitswert" hätte schreiben können. So ist das Büchlein

„DAS WALDHAUS AM SEE"

erst etwa um 1947 in den Druck gekommen.

Die darin enthaltene Erzählung hat sich vor Jahrzehnten abgespielt, anfangs 1919. Aus verschiedenen Gründen habe ich sie aber um fast zweihundert Jahre zurückverlegt. Das tut aber nichts zur Sache. Denn die bittere Frage nach dem „Warum" — „Warum das oft so harte Leid im Leben des Einzelnen?" „Warum — wozu das viele Leid in der Welt?" diese Frage ist die gleiche geblieben,

ob sie vor dreißig oder zweihundert Jahren oder vor Jahrtausenden gestellt wurde; sie bleibt die gleiche, solange die Erde steht.

Und es gibt auf diese Frage nur die eine, wirklich befriedigende und erlösende Antwort:

„Komm zum Kreuz mit deinen Lasten,
müder Pilger du!
An dem Kreuze kannst du rasten,
da ist Ruh!"

Ich habe schon manche dankbare Zuschrift für dieses Buch erhalten und freue mich jedesmal, wenn ich es in die Hand nehme, daß auch dieses kleine Werk „Ewigkeitswert" hat!

Dieser vor zwei Jahrzehnten unter solchen Schwierigkeiten begonnene Briefwechsel hat im Laufe der Jahre zu einer herzwarmen Freundschaft geführt, die mich mit der lieben Pfarrfrau und ihrer ganzen Familie verbindet. Wir teilen Freud und Leid zusammen, und so war es auch ganz selbstverständlich, daß ich ihr dieses Büchlein gewidmet habe.

Und während ich dieses schreibe, eilen meine Gedanken zu Dir, liebe Elma, und zu Deinen Lieben im Teutoburger Wald, und ich grüße Euch alle herzlich!

*

Sehr oft bin ich gefragt worden, ob ich nicht viele Reisen machen mußte, um diese und jene Gegend so genau beschreiben zu können, wie ich es in meinen Büchern getan habe.

O nein! Abgesehen davon, daß es mir die finanziellen Verhältnisse nicht gestattet hätten, war ich auch durch den leidenden Zustand meines Mütterchens stark gebunden. So war ich z. B. nie in Rom, das der Schauplatz des Buches „Die da Treue hielten" ist. Ich würde aber heute noch wagen, ohne Führer durch die ewige Stadt zu wandern! Ich war auch nie in Bad Kreuznach, in Dorf Sponheim oder auf der Starkenburg an der Mosel, den Stätten meiner Sponheim-Bücher, von denen ich nachher noch etwas erzählen will.

Allerdings erschwert der Mangel genauer örtlicher Kenntnisse die Arbeit an einem neuen Werk in mancher Hinsicht, aber es macht auch viel Freude, diesem Mangel durch fleißiges Studium der nötigen Unterlagen abzuhelfen. Da müssen dann eben Karten, Ansichten und anderes mehr herhalten. Schiller war auch nie in der Schweiz und hat doch seinen „Wilhelm Tell" geschrieben, und es stimmten sämtliche Angaben und Beobachtungen. Auch mir hat man nie eine Ungenauigkeit nachweisen können, wie mir zu meiner großen Freude von manchem Kritiker bestätigt worden ist.

Nun zu meinen drei Sponheim-Büchern! Es sind „Graf Sponheims Ehe", „Im Unterliegen gesiegt" und „Der neue Tag". Ich möchte ausdrücklich betonen, daß keines der Bücher die Fortsetzung des anderen ist. Jedes ist ein völlig in sich abgeschlossenes Buch, führt in einen ganz anderen Teil der großen und schönen Grafschaft Sponheim und erzählt auch von ganz anderen Menschen.

„GRAF SPONHEIMS EHE“

Beim Durchstöbern alter Chroniken fand ich die Geschichte des Grafen Johannes und seiner nicht ebenbürtigen Gemahlin Gerlindis von Bonheim, die ihm in heimlicher Ehe angetraut worden war. Ich fand dann auch bei näherem Forschen die unsäglichen Schwierigkeiten, die einem Manne aus gräflichem Hause im Wege standen, wenn er ein einfaches adliges Ritterfräulein heimführen wollte, fand aber auch die bitteren Kämpfe aufgezeichnet, die sich einstmals in und um Kreuznach abgespielt haben.

Das Buch brachte mir von der Badeverwaltung der Stadt Kreuznach eine Einladung zu einem längeren Erholungs- und Kuraufenthalt ein. Leider konnte ich ihr nicht nachkommen, das tut mir heute noch leid!

*

Dann trat mir die stolze, lichtumflossene Gestalt der Gräfin Loretta von Starkenburg-Sponheim entgegen und schlug mich völlig in Bann, und neben ihr die sowohl als Kirchenfürst als auch als Kurfürst wohl vornehmste Gestalt des Mittelalters, Erzbischof Balduin von Trier.

Von diesen beiden hehren Persönlichkeiten waren die Chroniken voll des Lobes, sowohl wegen ihrer edlen Bildung und ihrer hochherzigen Gesinnung als auch wegen ihrer wahren Frömmigkeit, nicht zuletzt auch wegen ihrer äußeren Schönheit. Ich schrieb das Buch

in einem Zuge nieder; es gehört zu denen meiner Bücher, die die weiteste Verbreitung gefunden haben.

Auch die katholische Kirche hat es warm empfohlen, was mich recht freute. Aber am Ende gereicht mir dieser Ausspruch bei manchem meiner Leser nicht zur Ehre!?

Nun, das schadet nichts! Denn ich denke, man muß als evangelischer Christ auch den wahrhaft edlen und frommen Gestalten der Schwesterkirche ihren Ruhm lassen, wenn sie ihn verdienen. Wollen wir doch alle einmal in einem Himmel und vor einem Gott stehen, sind wir doch alle erlöst nur durch das eine, wahre Opfer unseres herrlichen Erlösers, durch sein für alle Welt auf Golgatha vergossenes Blut!

*

„DER NEUE TAG“

In den Chroniken fand ich weiter die Geschichte der beiden Klöster in Dorf Sponheim ebenso gewissenhaft niedergelegt. Es war das Mönchskloster von Sponheim unter seinem Abt Jakobus Spira und das Nonnenkloster St. Katharinen mit seiner Äbtissin Beatrix.

Über beide Klöster brausten die Stürme der Reformation dahin, und in beiden wehte der frische Wind der reinen, evangelischen Lehre kräftig durch die Mauern. Und der Wind wurde zum Orkan,

der sich erst legte, als der Abt Jakobus Spira die Äbtissin Beatrix heiratete und als erster evangelischer Pfarrherr viele Jahre in der ehemaligen Klosterkirche mit seiner Frau im Segen wirkte.

Beatrix starb am 5. November 1597, Jakobus Spira folgte seinem Weibe am 30. November 1603 in die Ewigkeit. Ein großer Grabstein, welcher seine und seiner Gattin sterbliche Reste deckte und später außerhalb des Kirchhofs in der Nähe des Eingangs zur Kirche eingemauert wurde, trug als Überschrift am Kopf die Worte: Römer acht „Weder Tod noch Leben soll uns von der Liebe Gottes scheiden."

*

Diese drei Sponheim-Bücher brachten mir zu meinem sechzigsten Geburtstag eine feine, wunderschön zusammengestellte Adresse aus der ganzen Sponheimer Gegend mit vielen Namensunterschriften und sehr schönen Photographien von allen Plätzen, wo die Geschichten spielen, ein. Das war mir eine große Überraschung und noch heute freue ich mich über diese schönen Bilder.

Auch in dieser Gegend bin ich bis heute noch nicht gewesen. Ob ich je noch dorthin kommen werde? Ich glaube es nicht. Dann aber werde ich mir einmal die Gegend „von oben her" ansehen, wie mein alter, treuer, verstorbener Freund, Missionsdirektor Kroeker, immer sagte, wenn wir von Ländern sprachen, die wir beide wohl gerne einmal besucht und gesehen hätten!

*

Die Sponheim-Bücher und meine Erzählung „Das Kreuz auf Usedom", von der ich jetzt etwas erzählen will, waren die unschuldige Ursache zu dem Buch „Fürst Widukind der Sachsenführer". Auch zu diesem werde ich meinen verehrten Leserinnen und Lesern noch etwas zu berichten haben.

„DAS KREUZ AUF USEDOM"

verdankt seine Entstehung einem inzwischen heimgegangenen Freund, Doktor Emil Hausen auf Zinnowitz. Seinem Andenken habe ich das Buch gewidmet. Er hatte sich viel mit der Frage beschäftigt, wo Vineta (Urbs Venetorum, die Wendenstadt), die nach der Sage von der Ostsee verschlungene bedeutende Handelsstadt Jumne, einst lag. Da er die für die nordeuropäische Geschichte äußerst wichtige Chronik Adams von Bremen („Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum", geschrieben 1072—1076) nicht benutzt hatte, ist es immerhin bemerkenswert, wie sehr die Forschungsergebnisse des Doktor Hausen sich in vielen Dingen mit dieser Chronik decken, die eigentlich die einzige ist, die genauere Kunde aus jenen Jahrhunderten gibt.

Nun stellte er mir die Ergebnisse seiner Erkundungen und was er im Laufe der Jahre zusammengetragen hatte, zur Verfügung, und da die „untergegangene Königin der Meere" mich von jeher interessiert hatte, griff ich die mir nahegelegte Idee auf und begann zunächst mit dem Studium der Chronik des Erzbischofs Adam von Bremen. Dann

machte ich mich auch mit anderen Chroniken vertraut und vertiefte mich in die Geschichte der wendischen Völkerstämme. Dieses wiederum führte mich zum Studium der dänischen Geschichte.

Ja — aber wie hatte es auf der Insel Usedom um das Jahr 900 überhaupt ausgesehen? Ich kannte die Insel nicht, und eine Reise dorthin war unmöglich aus Gründen, die ich schon früher erwähnte.

So ließ ich mir erst mal eine große Wanderkarte von der Insel kommen, die drei Viertel des ausgezogenen Eßtisches reichlich bedeckte, nahm meinen Atlas antiquus dazu — nun konnte ich mir ein ungefähres Bild machen, wie die Insel in der Zeit von 900—1100 vor der furchtbaren Springflut ausgesehen haben konnte. Daß sehr viel Wasser und Sumpf dagewesen sein mußte, ergab sich aus den Chroniken — es ist auch heute nicht viel anders!

Nun fehlten mir aber zu dem im Buch geschilderten Fluchtwege noch die genauen Entfernungen, die mußte ich einfach wissen!

Ich schrieb also an Doktor Hausen, er möchte doch genau erforschen, wie lange Zeit man erstens zu Fuß, zweitens zu Pferde von der Peenemündung — wo Vineta den alten Chroniken zufolge gelegen war — bis zur Stadt Usedom brauchen würde.

Ich erhielt die sehr belustigende Antwort, er habe sich auf dem Verkehrsbüro erkundigt und man hätte sehr erstaunt gesagt: „Aber Herr Doktor, da nehmen Sie doch besser ein Auto!“ Er konnte mir aber doch die gewünschte Auskunft geben. Denn als die

guten Leute im Verkehrsbüro erfahren hatten, um was es sich handelte, gaben sie sich alle Mühe, diese Entfernung aufs genaueste auszurechnen.

Wenige Leser ahnen, auf was ein Verfasser historischer Erzählungen zu achten hat, wenn er sich nicht die Kritik auf den Hals ziehen will!

Das Buch wurde auf der Insel nicht nur von den Bewohnern, sondern auch von vielen Badegästen gekauft.

Auch die Kritiken waren recht günstig. Eine der ersten war die sehr feine von dem Superintendenten P. Renner aus Usedom. Am Schluß bemerkte er: „Man merkt im übrigen dem Verfasser (!!) an, daß er oft und gerne auf unserer schönen Insel geweilt hat!"

Ich will dazu bemerken, daß ich von Weihnachten 1935 bis März 1936 zum ersten Male dort weilte. Mein Mütterchen war im Herbst 1935 heimgegangen, so war ich frei zum Reisen. Zu meiner Freude fand ich alle in meinem Buch gemachten Angaben und Beschreibungen bis ins kleinste bestätigt, soweit das nach der immerhin etwas langen Zeit, von etwa 800 an, noch festzustellen war. Aber im großen und ganzen hatte sich in den Wasser-, Sumpf- und Waldverhältnissen auf der Insel nichts oder nur sehr wenig geändert.

*

Ja — und diese vier Werke waren nun die Ursache zu dem unglückseligen Buche

das im Jahre 1937 verboten wurde.

Die Sache ereignete sich folgendermaßen:

Eines Tages erhielt ich den Besuch von Doktor Hammer, erstem Vorsitzenden des Halleschen Preßverbandes. Er kam im Auftrage des Verbandes mit der dringenden Bitte, ein Buch gegen die Behauptung der damals führenden Partei zu schreiben, daß Fürst Widukind, der Sachsenführer, die Taufe nur unter dem eisernen Druck Kaiser Karls des Großen angenommen hatte. Doktor Hammer begründete diese Bitte damit, daß nach seiner persönlichen Überzeugung und der des Verbandes niemand in der Behandlung der historischen Fragen so genau und gewissenhaft sei wie ich.

Ich lehnte ab und bat ihn, sich an andere Schriftsteller zu wenden, die historische Erzählungen schrieben.

Freundlich lächelnd fragte er, ob ich mich selbst so gering einschätzte!

Aber ich blieb bei der Ablehnung. Der Stoff interessierte mich an sich nicht gerade sehr, außerdem schien mir das Ganze doch recht gewagt.

Doktor Hammer verabschiedete sich mit süßsaurem Gesicht — und war nach acht Tagen wieder da! Diesmal aber kam er mit solchen Argumenten, daß ich schließlich vor seiner Redekunst kapitulierte und zusagte.

Beim Studium jener Zeit mit ihren großen Ereignissen, den erbitterten Religionskriegen zwischen

Sachsen und Franken, dem sittlich nicht einwandfreien Leben Karls des Großen, den inneren harten Kämpfen Widukinds packte mich der Stoff aber derart, daß ich mich hinsetzte und schrieb. In zwei Monaten war das Buch „Fürst Widukind der Sachsenführer“ fertig.

Das Buch erschien im Frühjahr 1936. Es fand sehr guten Absatz und — wurde schon nach ganz kurzer Zeit vom Propagandaministerium verboten!

Zuerst suchte der Verlag durch Verhandlungen mit der Reichsschrifttumskammer das Verbot rückgängig zu machen, dann ich selber. Auch lag uns daran, die Gründe für dieses Verbot zu erfahren.

Alles war vergeblich!

Man schrieb, besonders mir, immer wieder sehr liebenswürdig, ich möchte das Buch nur gut durchlesen, dann würde ich selbst darauf kommen, warum das Buch verboten werden mußte. Das hatte ich aber schließlich nicht gerade nötig, da es von mir selbst geschrieben worden war. Als ich dies der Reichsschrifttumskammer mitteilte, erhielt ich, wieder sehr liebenswürdig, dieselbe Antwort wie vorher. Ebenso, als ich auf die „Reichsannalen“, die „Einhard-Annalen“ und andere Chroniken hinwies, die dem Buch zugrunde lagen; immer war die Antwort die gleiche.

Also unterblieb der Druck einer neuen Auflage. Immerhin, die erste Auflage war schon vor dem Verbot nahezu abgesetzt — so hatte das Buch „gezogen“!

Wenn es einmal neu erscheinen wird, werden meine verehrten Leserinnen und Leser die Ursache

des Verbotes sehr bald erkennen — wie auch ich sie recht genau wußte! Das war nämlich die letzte Seite, und auf dieser besonders der letzte Satz, den ich aber niemals geändert hätte oder ihn ändern werde!

Er lautet: „Christus hatte über die Sachsen gesiegt — Christus siegte über die Wenden, die Preußen, die Pommern — und Christus wird einst siegen über die ganze Welt.

Denn sein ist das Reich
und die Kraft
und die Herrlichkeit in Ewigkeit!"

Hätte ich diesen Satz gestrichen, das Buch wäre im Handel geblieben. Ich nahm aber lieber das Verbot auf mich, als daß ich dieses Bekenntnis zurückgenommen hätte. Die Folgezeit hat bewiesen, daß Christus auch über die Widersacher, die Gottes Herrlichkeit anzutasten versuchten, siegte, und so wird es bleiben.

Er wird siegen bis in alle Ewigkeit!

*

Ich sagte schon wiederholt, daß es nicht so ganz einfach sei, historische Bücher zu schreiben. Nie empfand ich das tiefer als beim Schreiben meines Buches

„GUSTAV ADOLFS
ERSTE UND LETZTE LIEBE"

Ich schrieb es zur dreihundertjährigen Wiederkehr des Todestages dieses großen Königs, schrieb

es mit ganzer Hingabe. Denn gerade ihm galt von jeher mein besonderes Interesse.

Da ich nie in Schweden war, mußten mir auch diesmal die vielen Stiche und Abbildungen aus jener Zeit, die sich in der Fürstlichen Bibliothek befanden und die mir alle zur Verfügung standen, helfen. Was die Arbeit an diesem Buch besonders erschwerte, war, daß ich mich zunächst einmal in den schwedischen Volkscharakter hineinfinden und hineinleben mußte. Zum Glück kannte ich viele Schweden und unter ihnen vornehme, feine Gestalten mit edler Gesinnung, Männer wie Frauen; aber es ist doch entschieden leichter, aus dem eigenen Volke heraus zu schreiben!

Allmählich wurde ich jedoch auch in jener Zeit und im Leben und Wirken dieses großen Königs heimisch, daß ich schließlich fast wie in einem Bann war! Von diesem Manne muß ein seltener Zauber auf seine Umwelt ausgegangen sein; auch ich wurde von ihm erfaßt, und es kam mir zu lebendigem Bewußtsein, was dieser königliche Held sowohl für sein Land, als auch für Deutschland getan hatte.

Seine erste Liebe war die als wunderschön bekannte Hofdame seiner Mutter, Ebba Brahe, der er aber nach bitteren und heißen inneren Kämpfen schließlich entsagte.

Seine letzte Liebe aber war — Deutschland!

Gewiß, er kam in erster Linie als Retter der Evangelischen und der lutherischen Lehre, und er hat diesen Vorsatz mit seinem Blut und Leben bezahlt. Aber er wäre nicht der große Staatsmann gewesen, der er war, wenn er nicht mit der Be-

freiung Deutschlands von dem drohenden Jesuitismus einen eigenen Zweck verbunden hätte.

Gustav Adolfs Gedanke war, durch eine Heirat seiner einzigen Tochter Christine mit dem nachmaligen Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, dem Kurprinzen des Brandenburgischen Hofes, ein großes Reich zu gründen, in dem natürlich dann Schweden die Hauptrolle gespielt hätte. Dem schob Gott durch den Tod des Königs am 6. November 1632 bei Lützen einen Riegel vor. Und der spätere Übertritt der Königin Christine zum katholischen Glauben bewies, wie gut das gewesen war. Gott irrt sich nie, wenn auch die Evangelischen damals, anno 1632, es wahrscheinlich als einen schweren Schlag für den Protestantismus angesehen haben, daß der König fallen mußte.

Aber trotz mancher Fehler, die auch ich nicht bestreite, ist Gustav Adolf für mich immer „der Große" geblieben, als der er auch in der schwedischen Geschichte genannt wird. Wie gern hätte ich einmal an seinem Sarkophag in der Riddarholmskirche in Stockholm gestanden! Es ist mir nicht vergönnt gewesen.

*

Als ich gelegentlich der Arbeit über Kaiser Ottos I. Leben die Regesten der Erzbischöfe von Mainz durcharbeitete, fand ich eine ganz kurze Notiz, klein gedruckt, bei Erzbischof Gerhard von Mainz folgenden Inhaltes: „Am 16. Novembris anno 1303 ist nunmehr die Ehe der beiden Grafen von Katzenelnbogen als rechtlich anerkannt durch

Papst Bonifaz XI. Zuvor waren beide Grafen, Gerhard, der ältere, und Berthold, der jüngere, Mönche und Priester, traten aus den Klöstern, da sie lebten, aus und heirateten."

Diese Notiz faßte mich gewaltig, denn ich sagte mir sofort, daß da eine große, schwere Geschichte voll ungeheurer Kämpfe dahinter stehen müßte.

Aber sooft und so viel ich mich auch damit innerlich beschäftigte, es blieb nur bei dem gedanklichen Beschäftigen. Bis dann eines Tages, viele Jahre später, die Lebensgeschichte dieser beiden Grafen von Katzenelnbogen mir fast plastisch vor die Seele trat.

Nun ging es an die Arbeit!

Zuerst galt es, das Material zusammenzubringen. Wo lag diese Grafschaft? Wo war das Stammschloß? und ähnliches. Ein Dorf des Namens fand ich bald aus — also erst einmal dorthin geschrieben! Als Antwort erhielt ich mit wendender Post eine kleine Schrift über den Ort, ein Bild der Burgruine, aus dem aber nicht viel zu ersehen war, und einige Hinweise auf andere Schriften über die Grafen von Katzenelnbogen.

Die brauchte ich aber nicht, denn da hatte ich bereits in der Fürstlichen Bibliothek alles gefunden, was nötig war. In meinem Zimmer häuften sich zuerst die Bücher, aber dies Durcheinander lichtete sich bald! Man bekommt ja im Laufe der Zeit eine gute Spürnase für das, was notwendig ist, und für alles Überflüssige!

Das Buch wurde dann in einem Zuge geschrieben; es erschien zuerst unter dem Titel

und fand reichen Beifall. Dieser Titel war mir aber nicht scharf genug, er traf nicht ganz die Sache, wie ich es wollte. Darum änderte ich ihn bei der neuen Auflage nach dem Kriege in

„GESPRENGTE KETTEN“

Auch in diesem Buch ist ein großes Stück deutscher Geschichte eingeflochten — es ist gerade in der gegenwärtigen Zeit notwendig, daß unserem Volk die Vergangenheit mit ihrer Größe, aber auch mit ihren Schwächen vor Augen geführt wird.

*

Als ich im Sommer 1950 in Marburg war, stand ich lange vor dem Hause

„WETTERGASSE 18“

um das mein Buch mit gleichem Titel spielt.

Es sieht noch ebenso aus wie vor etlichen hundert Jahren, und ich mußte mich unwillkürlich fragen, ob wohl in diesem Hause noch heute ebensolche treuen Bekenner des Evangeliums wohnen wie zur Zeit der Reformation, von der dieses Buch erzählt.

Und meine Gedanken flogen hin zu der Ruine Biedenkopf, vor allem zu dem schönen Schloß der Fürsten von Sayn-Wittgenstein bei Laasphe, wo ich schöne Stunden bei den Prinzessinnen Elisabeth

und Maria verleben durfte. Das war in den Jahren des ersten Weltkrieges. Sooft mich mein Weg nach Marburg führte — und das war mehrmals der Fall —, mußte ich auch dort einkehren.

Heute ist eine der Prinzessinnen schon daheim im oberen Vaterhause, und wo die andere geblieben ist, konnte mir niemand sagen. Jedenfalls war das wundervoll und still in tiefer Waldeinsamkeit gelegene Schloß in andere Hände gekommen. Nun zog mich nichts mehr dorthin.

So geht es in der Welt!

Die beiden fürstlichen Damen waren in herzlichster Schwesternliebe verbunden, wie sie auch in der treuesten Nachfolge unseres Herrn Christus ganz eins waren. Bis zu einem gewissen Grade waren sie mir Vorbilder, als ich das Buch

„DIE HENNEN VON HENNEBERG"

schrieb. Nur daß darin drei Schwestern vorkommen, die in so treuer Schwesternliebe zusammenhingen, daß sie sogar imstande waren, um der Schwester willen auf das eigene Lebensglück zu verzichten.

*

Hier muß ich noch zweier Bücher gedenken, die manchen Segen stifteten und mir persönlich durch ihre Veranlassung wertvoll sind.

„IN DANZIGS TOREN"

lautet der Titel des ersten Buches.

Bei einer lieben, längst heimgegangenen Freundin, Maria von La Chevallerie, saß ich, wie so oft, und ließ mir aus ihrem bewegten Leben erzählen. Wir wohnten nur etliche Minuten voneinander; so kam es, daß ich fast täglich bei ihr war. Von dem Platz aus, den ich immer inne hatte, wenn ich sie besuchte, flog mein Blick stets aufs neue zu einer großen Photographie, die einen wunderfeinen Frauenkopf von großer Schönheit darstellte.

Maria bemerkte es und lächelte; ich fragte: „Wer ist doch diese Schönheit gewesen?"

Sie entgegnete: „Das war Prinzessin Maria von Hohenzollern-Hechingen. Schon lange wartete ich auf deine Frage" — — und nun begann sie zu erzählen.

Ich vergaß über dem, was ich hörte, Zeit und Stunden und bat schließlich, tief ergriffen, mir die Erlaubnis zu geben, dies alles niederzuschreiben.

Da alle damals Beteiligten verstorben waren, sagte sie mit ihrem stillen, feinen Lächeln: „Zu diesem Zweck erzählte ich dir dieses ergreifende Schicksal der drei fürstlichen Brüder."

Dabei legte sie mir als besonderes Andenken die Chronik ihres eigenen Geschlechtes in die Hände, die von diesen Ereignissen berichtete. Und am anderen Tage schickte sie mir das Bild der Prinzessin zum Andenken.

Etliche Monate später war das Buch „In Danzigs Toren" fertig. Das erste Exemplar konnte mir mit größter Eile noch gebunden zugesandt werden — ich brachte es ihr mit der Widmung für sie.

Es war die letzte große Freude ihres Lebens. Wenige Tage später schloß sie für immer ihre Augen — — diese warmblickenden Augen, die doch so viel geweint hatten um ein ähnliches Schicksal, wie es in dem Buch erzählt wird — diese Augen, die sich immer wieder mit Tränen füllten, wenn sie dieses Schicksal nur mit flüchtigem Wort berührte!

Ruhe in Frieden, Maria, und das ewige Licht leuchte dir!

*

Nun steht vor meinen Augen noch eine feine Frauengestalt, mit der eine Strecke Wegs zusammen zu wandern mir vergönnt war.

„HINDURCH"

— ja, so konnte die stille Pfarrfrau am Ende ihres Lebens sprechen, in das sie mir in Stunden ernster Aussprache einen tiefen Blick gegeben hatte. Als ich sie späterhin um die Erlaubnis bat, das, was sie mir erzählt hatte, niederschreiben zu dürfen, da es vielleicht zum Besten mancher jungen Menschenkinder dienen konnte, gab sie hierzu gerne ihre Einwilligung.

Und ich darf sagen, das kleine Buch „Hindurch" hat wirklich Segen gestiftet, wie mir eine Menge Zuschriften bewiesen haben. „Tante Elisabeth" hatte große Freude daran und dankte immer wieder Gott dafür — und so lebt sie noch heute zum Segen über ihr Grab hinaus.

Wie Maria von La Chevallerie ruht auch sie in Frieden auf dem kleinen Theobaldi-Kirchhof im Schatten des alten Kirchleins. Während ich aber in dem Buch „In Danzigs Toren" die Namen aller stehen lassen konnte, worum Maria sogar gebeten hatte, habe ich in diesem Büchlein um der noch lebenden Verwandten willen alle Namen geändert — und „Tante Elisabeth" fand das auch für das Richtigere.

*

„Beruhen nun auch Ihre Gegenwartsbücher auf tatsächlichen Ereignissen und haben die Leute, von denen Sie da geschrieben haben, wirklich gelebt?"

So bin ich hier und da schon gefragt worden.

Gern will ich auch diese Frage beantworten.

Mein Buch

„DIE SANDLERHÜTTE"

spielt in Arbeiterkreisen und erzählt die wahrheitsgetreue Geschichte der sechs Gebrüder Sandler (selbstverständlich ist der Name geändert). Von diesen sechs Brüdern leben noch drei, und der jüngste von ihnen hat mir ihre Geschichte selber erzählt. Mit diesen drei Brüdern bin ich bis heute in herzlicher Freundschaft verbunden. So ist auch diese Erzählung kein „Roman", sondern zeigt die wunderbare Durchhilfe Gottes auch heute noch im Leben derer, die ihm völlig vertrauen und auf ihn harren.

Ebensowenig ist

„FAMILIE GUNDERMANN
UND IHRE FREUNDE“

ein Roman. Auch die meisten Personen dieser Erzählung leben heute noch, nur mein Vorbild für die alte Frau Gundermann ist heimgegangen. Deshalb kann ich auch ihren Namen ruhig nennen, was sie sonst niemals gestattet hätte: es war meine mütterliche Freundin, Frau Dora Rappard-Gobat von St. Chrischona, eine gottbegnadete Dichterin.

*

In diesem Zusammenhang will ich auch die beiden Bücher

„AUS MEINER DACHKAMMER“

und

„MENSCHEN AN MEINEM WEGE“

erwähnen. Das erstere soll in unveränderter Form neu erscheinen, an Stelle einer Neuauflage des letzteren werden meine

„LEBENSERINNERUNGEN“

treten, deren Niederschrift ich auf vielseitiges Bitten hin begonnen habe. Ob ich sie zu Ende führen werde, steht in Gottes Hand.

Auch zu einigen meiner kleinen Büchlein möchte ich noch nähere Mitteilungen machen.

„HEINRICH FINDELKIND“

erzählt den Ursprung der rettenden Gasthäuser auf dem mit Recht so gefürchteten Arlberg in Vorarlberg. Ungezählte Menschen fielen im Laufe der Jahrhunderte während des Winters beim Überschreiten dieses Gebietes den Lawinen zum Opfer oder fanden den Tod durch Erfrieren. Heinrich, ein Findelkind, nahm sich das so zu Herzen, daß er seine ganze Kraft daran setzte, hier Hilfe zu schaffen. Sein Mut und sein Opfer wurden belohnt! Er ist der Retter ungezählter Menschen geworden.

Aber wer gedenkt heute wohl noch des kühnen Knaben und tapferen Mannes, wenn man im hellerleuchteten Speisewagen des D-Zuges mit der Arlbergbahn zwischen Innsbruck und Bregenz beim Kaffee den langen Tunnel von St. Anton nach Langen im Vorarlberger Land durchsaust! Diese Fahrt ist wohl eine der genußreichsten, die man machen kann, besonders zur Zeit der Alpenrosenblüte.

Man kann aber auch die alte Poststraße über den Arlberg ohne Gefahr benutzen und oben im Hospiz Sankt Christoph übernachten. Ob das kleine Kirchlein gleichen Namens heute noch dort steht, weiß ich nicht.

„Wenn aber der Tag Ende Juli herankommt, an dem Peter Meyr das Kindlein vor seiner Tür einstmals als eigen aufnahm, dann findet auf dem Adlerberg — heute Arlberg — in der Sankt Christophskapelle eine große Feier statt, und das Lob Gottes ertönt, dessen Wege mit seinen Menschenkindern wunderbar sind und der alles segnet, was man zu seiner Ehre und zum Heile seiner Mitmenschen tut."

Heinrich Findelkind ist es wert, daß er nicht vergessen wird!

*

„MUTTERS EINZIGER"

hat sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zugetragen. Von meiner Mutter, die jene „Mutter" noch als alte Frau gekannt hatte, erfuhr ich einmal dieses rührende Geschehen, um es Jahrzehnte später in diesem Büchlein niederzuschreiben.

*

„DER PFERDEHUF VON NÜRNBERG"

erzählt von dem mehr als tollkühnen Raubritter Eppelin von Gailingen, der sich als letzte Gnade vor seiner Hinrichtung in Nürnberg erbat, seinen Hengst im hoch ummauerten Schloßhof reiten zu dürfen.

Es wurde ihm gerne gewährt, denn zu befürchten war jetzt nichts mehr von ihm!

„. . . das edle braune Tier wieherte hell auf, als es seinen Herrn erkannte; mit zitternden Händen klopfte und streichelte Eppelin den schlanken Hals und Kopf . . .

Wieder klopfte Eppelin den schönen Hals, da schienen die Muskeln zu schwellen . . .

Jetzt setzte der Hengst sich auf die Kruppe und hob die Vorderfüße zu donnerndem Galopp . . . das Tier tummelte sich so gewaltig, daß Kies, Sand und Steine von seinen Hufen hoch in die Luft geschleudert wurden. Die Knechte wichen unwillkürlich zurück, doch sie waren ohne Sorge. Entfliehen konnte der Ritter nicht!

Der aber kannte die ungeheure Kraft seines Hengstes — mit scharfem Blick hatte er eine Stelle erspäht, wo die Mauer etwas niedriger erschien — — und gelang es nicht, dann besser zerschmettert unten zu liegen als aufs Rad geflochten zu werden — —

Blitzähnlich jagten sich diese Gedanken in seinem Hirn — ein kurzes Stoßgebet — — er holte tief Atem, beugte sich auf den Hals des Tieres, umfaßte ihn und gab ihm an der betreffenden Mauerstelle die Sporen in die Seiten.

Es war, als ob das edle Roß seinen Gebieter verstand — — die Funken sprühten, und mit gewaltigem Satz stand es oben auf der Mauer! Es war wie ein Wunder!

Doch ehe noch die Knechte, die wie entgeistert waren, hinzueilen konnten, hatte der Hengst den Ansatz zu dem kühnsten Sprung genommen, der wohl je getan war — — mit gewaltiger Kraft

setzte er von der Mauer über den breiten Burggraben und erreichte jenseits den Boden. Tief schlug sein Huf ins Gestein — einige Sekunden stand er mit fliegenden Flanken, der Schaum flog ihm vom Maul — dann raste er davon — —"

Der Abdruck des Pferdehufes soll — ähnlich wie bei der Roßtrappe im Harz — durch Jahrhunderte hindurch noch zu sehen gewesen sein, berichtet die Chronik.

*

Zu den erschütternden Begebenheiten, die in

„ERLÖSTE LIEBE"

geschildert werden, haben die Unterlagen in wenigen, flüchtig hingeworfenen Zügen in Lavaters Schreibtisch gelegen. Sie kamen mir — wie man sagt „zufällig" — in die Hände und ergriffen mich aufs tiefste. Es ist ganz wunderbar, wie Gottes Gnade nicht müde wird zu suchen und zu retten, was sich nur finden und retten lassen will.

*

So! Nun ist's aber genug und übergenug!

Wer jetzt noch mehr von diesem oder jenem Buch, auch von denen, die ich in diesem Büchlein nicht erwähnt habe, zu wissen wünscht, der wende sich vertrauensvoll an den Verlag; er wird sich dann mit

mir in Verbindung setzen. Wenn ich kann, werde ich gerne Auskunft geben.

*

Soll ich nun ganz zum Schluß noch etwas über Verlag und Verleger sagen?

Da muß ein jeder Autor seine eigenen Erfahrungen machen. Daß sie immer gute sind, möchte ich nicht behaupten!

Der wohl allen verehrten Leserinnen und Lesern bekannte, längst heimgegangene Pfarrer Otto Funcke aus Bremen hat in seinem Buch: „Fußspuren des lebendigen Gottes in meinem Lebenswege" in dem Kapitel über seine Schriftstellerei auch des Wechsels gedacht, den er mit seinem Verleger Müller in Bremen und Stephan Geibel in Altenburg vornehmen mußte. Er schreibt darüber:

„Die Gründe, warum Herr Müller meine Schriften an Herrn Geibel verkaufte, sind schmerzlicher Natur. Es ist wohl nützlicher, darüber zu schweigen und die Dinge, die nicht zu ändern sind, mit einem Schleier zuzudecken. Ich stelle nur fest, daß ich nicht den Anlaß zu dem Verkauf gegeben habe und füge hinzu, daß meine Bücher bei Herrn Geibel in die denkbar besten Hände gekommen sind."

Bei diesen kurzen Sätzen kann ein Sachverständiger sehr viel zwischen den Zeilen lesen!

Was Pfarrer Otto Funcke im letzten Satz schreibt, kann ich nur voll und ganz von dem Verlag sagen, mit dem ich nun schon seit über zwanzig Jahren zusammen arbeite. Damals erschien dort

als erstes Büchlein aus meiner Feder „Heinrich Findelkind"; ihm sind inzwischen zahlreiche größere Werke gefolgt. Der frühere Direktor, Georg Dick, der damit begann, meine Bücher, vom „Hilligenlei-Finder" an, im Christlichen Verlagshaus zu versammeln, ist heimgegangen. Ich werde ihm das wärmste Andenken bewahren, so lange ich lebe.

Nun bin ich dort mit all meinen Geisteskindern beheimatet, und ich kann nur sagen, daß ich dort sehr gut aufgehoben bin. So Gott will und ich leben bleibe, werden wir in vier Jahren das silberne Jubiläum froher, ungetrübter Zusammenarbeit feiern können. Sollte ich dies nicht mehr erleben, so weiß ich mein Lebenswerk auch über das Grab hinaus wohlgeborgen in treuen Händen.

Unter alles aber, was ich schrieb oder noch schreiben werde, setze ich aus vollem Herzen:

Soli Deo gloria!

Gott allein die Ehre!

*

Verzeichnis
der in diesem Bericht erwähnten Werke

	Seite
Auf römischem Boden	17, 24
Aus meiner Dachkammer	94
Die da Treue hielten	25
Graf Sponheims Ehe	77
Ehrgutta	57
Der Einsiedler von Stolberg	70
Mutters Einziger	96
Familie Gundermann und ihre Freunde	94
Gelöste Fesseln	89
Unsere Feste	26
Festspiele für Jünglingsvereine	26
Der Forstassessor von Tanne	70
Das Forsthaus im Christianental	63
Fürst Widukind der Sachsenführer	83
Dunkle Geschicke und Sonnenblicke	53
Heinrich Findelkind	95
Die Hennen von Henneberg	90
Der Hilligenlei-Finder	22, 27
Hindurch	92
Im Kampf um die Wahrheit	48
Im Unterliegen gesiegt	78
In Danzigs Toren	90
Junker Christoph Bernhard	71
Die Kaiserin von Augusta Rauracorum	62
Gesprengte Ketten	89
Balthasar Knauer	65
Das Kreuz auf Usedom	80
Lebenserinnerungen	94
Die Letzten von Rötteln	31
Erlöste Liebe	98
Gustav Adolfs erste und letzte Liebe	85
Der eiserne Markgraf von Sausenberg-Rötteln	47
Menschen an meinem Wege	94
Nur eine Erzieherin	55
Der Pferdehuf von Nürnberg	96
Die Sandlerhütte	93
Der Schloßgeist	67
Sturmzeiten am Bodensee	55
Der neue Tag	78
Um sein Glück	52
Das Waldhaus am See	74
Wettergasse 18	89

Von den Werken Käthe Papkes sind lieferbar:

(Stand vom Herbst 1951)

Die da Treue hielten

Historische Erzählung

6.—10. Tausend. 327 Seiten. Halbleinenband 6,80 DM

Eine historische Erzählung aus der Zeit der Christenverfolgungen am Ende des ersten Jahrhunderts. Die Verfasserin schildert die Schicksale einer kleinen Christenschar in der Weltstadt Rom unter der Herrschaft des grausamen Domitian. Das Buch ergreift durch die Darstellung opferbereiten Glaubens, der auch vor dem Märtyrertode nicht zurückschreckt.

(„Braunschweigisches Volksblatt")

Im Unterliegen gesiegt

Eine Burgengeschichte vom Rhein

26.—30. Tausend. 298 Seiten. Halbleinenband 6,80 DM

Diese Erzählung ist Spiegelung echten Lebens, sowohl was die Versuchungen anbetrifft, in die die Menschen hineingestellt werden, wie auch hinsichtlich der Lösung der mächtigen inneren Spannungen, die dieses Buch schildert. Obwohl es uns in die Zeit des hohen Mittelalters führt, berührt die Schilderung ganz gegenwartsnah.

(„Braunschweigisches Volksblatt")

Gesprengte Ketten

Historische Erzählung

5.—9. Tausend. 205 Seiten. Halbleinenband 5,80 DM

„Gott führt die Seinen wunderlich, doch seine Wege gründen sich auf die verborgene Güte." Das ist der Leitsatz, der sich in dem Leben der beiden Brüder Berthold und Gerhard von Katzenelnbogen bewahrheitet. Ein Buch, gut zu lesen, da es den Entschluß der Christen stärkt, ihrem Heiland treu zu bleiben bis in den Tod.

(„Der Lutheraner")

CHRISTLICHES VERLAGSHAUS GMBH. STUTTGART

Von den Werken Käthe Papkes sind lieferbar:

Das Kreuz auf Usedom

18.—22. Tausend. 243 Seiten. Halbleinenband 6,80 DM

Vineta, geheimnisvolle, im Meer versunkene Stadt! Auch dich, „Königin der Ostsee", und Swantovit, deinen Gott und Schutzherrn, bezwang einst das verachtete Christenkreuz! So künden vom Ausgang des ersten christlichen Jahrtausends die Urkunden, nach denen Käthe Papke ihre Erzählung so lebendig gestaltet hat. Sie ist ein Denkmal für jenen verschollenen Hügel vor Usedom, der die ersten Blutzeugen in den Ostseelanden deckt.

Die Letzten von Rötteln

Historische Erzählung

41.—45. Tausend. 296 Seiten. Mit 10 Vollbildern von Professor Franz Stassen. Halbleinenband 6,80 DM

Eine Erzählung aus der Zeit Rudolfs von Habsburg: Ritter, die kühn und tapfer sind; Mönche, die wahrhaft fromm sind; Edelfräulein, die eben so edel wie schön sind! Was uns packt ist dies, daß das an Gott gebundene Gewissen in diesem Buch eine große Rolle spielt. Und damit steht es weit über gepriesenen Werken der modernen Literatur, in denen das Gewissen gar keine Rolle spielt oder, von Gott gelöst, nur verwirrt ist. (W. Busch in „Licht und Leben")

Der Schatz im Weizenfeld

Auswanderer-Erlebnisse in Amerika

6.—10. Tausend. 87 Seiten. Geschenkband 2,20 DM

Wir begleiten Auswanderer nach Amerika in einer Zeit, da noch fromme Vorläufer für Frieden und Sonntagsheiligung eintraten. Am „Schatz im Weizenfeld" entscheidet es sich für einen Neusiedler, daß größter Kraftaufwand oder ununterbrochenes Schaffen bis in den Sonntag hinein den Segen nicht erzwingen können, den Gott denen geben will, die arbeiten und beten. Es gibt eine Lebenswende nach einer großen Naturkatastrophe und die Erfahrung, daß Gott vielfältig wiedergeben kann, was ein Mensch in seinem Wahn sich zuvor verscherzte.

(„Evang. Gemeindeblatt für Württemberg-Hohenzollern")

CHRISTLICHES VERLAGSHAUS GMBH. STUTTGART

Von den Werken Käthe Papkes sind lieferbar:

Um sein Glück

Nach den Aufzeichnungen des Burgkaplans von Neuenburg

21.—25. Tausend. 247 Seiten. Halbleinenband 6,80 DM

Das ist ein wohltuendes, großes Buch, ein literarisches Glanzstück von seltener Tiefe und Innigkeit. Wenn es auch zunächst die Lebensschicksale eines Benediktinermönches im 13. Jahrhundert darstellt, so ist es doch ganz lebensnah. Die modernen und doch alten Probleme im Seelenleben zweier sich liebender Menschen werden hier in meisterhafter Weise gelöst, so daß die Lektüre des Buches voll befriedigt und einen bleibenden erhebenden Eindruck zurückläßt.

Das Waldhaus am See

Erzählung

120 Seiten. Halbleinenband 3,80 DM

Es handelt sich um die Geschichte eines brandenburgischen Offiziers, der von schweren Schicksalsschlägen getroffen wird. Religiöse Grundwahrheiten werden hier lebendig, mit denen mancher ringt, nämlich auf der einen Seite das strenge Wort von der Väter Missetat, die bis in das vierte Glied gerächt werden soll, und die herrliche Freiheit der Kinder Gottes andererseits. Auch unverschuldetes Leid liegt im Heilsplan Gottes. Wie es von seinen Kindern zu tragen ist, wird hier durch das Schicksal einer Familie dargestellt. („Der Bote")

Weg hat er allerwegen

Drei Erzählungen aus dem Leben

88 Seiten. Geschenkband 2,20 DM

Aus dem reichen Schatz ihrer Erinnerung und der historischen Ereignisse, denen die Verfasserin in ihrer gründlichen Weise forschend nachgegangen ist, bietet sie in diesem Geschenkband ihrem großen Freundeskreis unter den Überschriften „Die Kette", „Weg hat er allerwegen" und „Aus tiefer Not schrei ich zu dir" treffende Illustrationen dazu, „was Gott an uns gewendet hat", um seine Kinder durch die Nöte ihrer Zeit ans Ziel zu bringen.

CHRISTLICHES VERLAGSHAUS GMBH. STUTTGART

Käthe Papke · Wie meine Bücher entstanden